



u^b

uni

FOKUS



Was ist Liebe?

Das Magazin der Universität Bern
März 2023

... und was ist Freundschaft? – Wie die Familie unsere Beziehungen prägt – Streifzug durchs Tierreich – Ist romantische Liebe überbewertet? – Warum digitale Beziehungen rasch an Grenzen stossen – Berner Uni-Paare



42

Biologie

Fit dank Freunden

Wie entsteht gegenseitige Fürsorge?
Ein Streifzug durchs Tierreich zeigt,
dass Kooperation ihren Ursprung in der
Biologie hat.

Fotografie:

Dres Hubacher auf den Spuren
von Liebe und Freundschaft.

14

Im Fokus

Familie, Liebe und Freundschaft – über die Kraft der Bindung

Wie wir lieben und uns freundschaftlich verbandeln, hat viel mit der Familie zu tun, in der wir gross wurden. Eine Auslegeordnung mit Entwicklungspsychologin und Familientherapeutin Pasqualina Perrig-Chiello.





Psychologie

Wer sich einsam fühlt, sollte gezielt gegensteuern

Bei «sozialem Durst» ist es empfehlenswert, sich um Kontakte zu kümmern, damit die Einsamkeit nicht chronisch wird.





23

Psychologie

Warum digitale Beziehungen rasch an Grenzen stossen

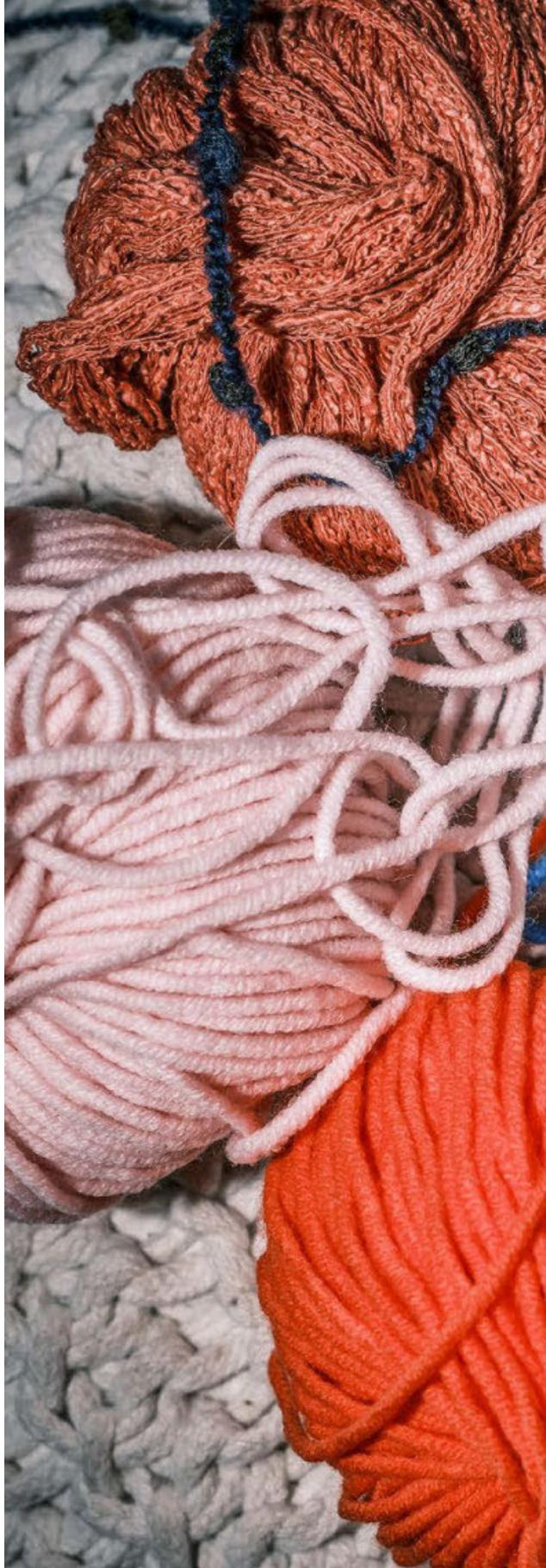
Soziale Kontakte lassen sich heute mühelos online pflegen. Doch ohne Verankerung im realen Leben gelingen Freundschaften kaum.

31

Sozialanthropologie

«Nicht in die Norm zu passen, ist auch ein Akt der Selbstliebe»

Die Sozialanthropologin Serena Owusua Dankwa erforschte die Lebensgeschichten von Frauen in Ghana, die Frauen lieben.





Berner Uni-Paare

In Liebe und Freundschaft verbunden

Die Universität Bern ist auch eine Plattform, um neue Leute kennenzulernen. Was daraus entstehen kann, beschreiben Alumni und International Students der Universität Bern in ihren persönlichen Geschichten.



Liebe Leserinnen und Leser

Liebe ist, wenn er der Liebsten Rosen schenkt, denkt der Kavalier. Mein BFF – Best Friend Forever – ist, wer für mich ein Freundschaftsbändchen knüpft, ist sich das Kind sicher. Freundschaft ist, wenn man gesaugtes Blut wieder rauswürgt und mit hungrigen Freundinnen teilt, analysiert der Biologe das Verhalten der Vampirfledermaus.

Unsere Liebes- und Freundschaftsbeziehungen scheinen uns sehr persönlich und einzigartig. Die Wissenschaft jedoch interessiert sich für die Muster hinter individuellem Verhalten: Wie prägen uns mediale Bilder, wenn wir lieben? Wie lernen wir als Kinder, tragfähige Beziehungen einzugehen oder eben nicht? Warum hat sich in der Evolution gegenseitige Fürsorge als nützlich erwiesen?

Zu wissen, was Beziehungen prägt, engt nicht ein – im Gegenteil: Es schärft den Blick für alternative Möglichkeiten. Mehr dazu in diesem Heft und in der aktuellen Vorlesungsreihe des Collegium generale.



Timm Eugster
Redaktionsleiter

Weiteres Seite 19: Eine Frage an Athanasios Papadis / Seite 46: Eine Frage an Britta Sweers / Seite 47: Bücher / Seite 50: Vorschau nächstes uniFOKUS, Impressum

Familie, Liebe und Freundschaft – über die Kraft der Bindung

Wie wir lieben und uns freundschaftlich verbandeln, hat viel mit der Familie zu tun, in der wir gross wurden. Wie prägt uns ihr Gefüge, was bringt uns das fürs Leben, und wie lassen sich Bindungsmuster überwinden? Entwicklungspsychologin und Familientherapeutin Pasqualina Perrig-Chiello weiss Antwort.

Interview: Nina Jacobshagen / Fotografie: Dres Hubacher

Welchen Rat würden Sie einem jungen Menschen geben, dem die erste Liebe noch bevorsteht?

Pasqualina Perrig-Chiello:

Geniess es, koste die Liebe, sie ist etwas Wunderbares, eine riesige Kraft, die vieles bewirken kann. Eigentlich möchte ich aber gar keinen Rat geben, Ratschläge sind auch Schläge. Deshalb würde ich auch nicht sagen, dass es später ein b-Moll geben kann.

Warum sind nahe zwischenmenschliche Beziehungen eigentlich von so elementarer Bedeutung für uns? In der Psychologie gelten sie als ein Grundbedürfnis.

Wir sind soziale Wesen, kurzum. Allein können wir nicht überleben, als Kleinkinder sowieso nicht. Familiäre Bindungen haben seit je unser Fortbestehen garantiert. Bindung und Fürsorge sind wichtig, vor allem das Bedürfnis, dazuzugehören – einen «sense of belonging» zu spüren, wie es in der Fachliteratur bezeichnet wird.

Was ist eine Familie aus entwicklungspsychologischer Sicht?

Eine Familie ist eine Schicksalsgemeinschaft mit nachhaltiger Wirkung für die individuelle Entwicklung. Wir können sie nicht auswählen, wir werden in ihre sozialen Umstände hinein-

geboren und von ihr geprägt – unabhängig von unserer genetischen Ausstattung, die rund 30 Prozent ausmacht. Die Familie gibt die Werthaltungen und Verhaltensweisen vor. Von ihr lernen die Kinder, was richtig und was falsch ist, und auch, was Liebe ist.

Was kennzeichnet eine glückliche Familie?

Das Vertrauen ineinander. Wenn ein Kind den Eltern vertrauen kann und die Eltern dem Kind, ist das schon die halbe Miete für das weitere Leben. Und natürlich positive Emotionen, insbesondere Liebe. Liebe ist ein weiter Begriff und umfasst Zuwendung, Fürsorglich-

keit, ein warmes Klima des Verständnisses, des Sichzuhörens und Sichkümmerns. Drittens Reziprozität und Verbindlichkeit, also ein Geben-und-nehmen-Können. Zu wissen, dass etwas zurückkommt, wenn ich etwas gebe, und was ich dafür erwarten kann. Letztlich auch ein ausgewogenes Verhältnis von gegenseitiger Förderung und Forderung und dabei Freiräume zur persönlichen Entfaltung zu haben.

Wie zahlt sich das aus?

Kinder mit sicheren, also mit starken, verlässlichen und vertrauensvollen Bindungen zu ihren Eltern oder anderen primären Bezugspersonen weisen als Erwachsene in der Regel ein besseres Wohlbefinden und eine bessere Gesundheit auf. Sogar ihre Lebenserwartung ist im Mittel höher als bei Menschen, die als Kinder keine sichere Bindung entwickeln konnten. Forschungsarbeiten zeigen jedenfalls, dass die Mehrheit der Kinder – rund 60 Prozent – zum Glück sicher gebunden ist.

Wie prägt die Herkunftsfamilie die eigenen Beziehungen im späteren Leben?

In der Familie üben wir von klein auf unser Bindungsverhalten ein. Die Eltern leben uns dieses vor, sowohl beim Umgang mit uns als Kindern sowie mit sich als Paar. Diese Bindungsmuster werden nachweislich in der Regel an die nächste Generation weitergegeben. Die Forschung zeigt zudem eindrücklich, dass die negativen Vorbilder stärker und nachhaltiger wirken als die positiven. Menschen, die als Kinder unsicher gebunden waren, haben später mit grosser Wahrscheinlichkeit mehr Mühe in Liebesbeziehungen als sicher



Zur Person

Pasqualina Perrig-Chiello

war von 2003 bis zu ihrer Emeritierung 2016 Professorin für Entwicklungspsychologie an der Universität Bern. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Entwicklungspsychologie der Lebensspanne und familiäre Generationenbeziehungen. Pasqualina Perrig-Chiello wurde 2012 ins AcademiaNet gewählt und war von 2017 bis 2022 Präsidentin der Seniorenuniversität Bern, der sie nun als Vizepräsidentin dient. Die ausgebildete Familientherapeutin ist eine gefragte Interviewpartnerin deutschsprachiger Leitmedien und schreibt zurzeit an einem Buch über die grossen Übergänge im Leben.

gebundene. Und Kinder, deren Eltern eine schlechte Beziehung hatten und sich scheiden liessen, haben ein grösseres Scheidungsrisiko. Leider ist aber der Umkehrschluss nicht zulässig: Kinder aus Nichtscheidungen haben keine Garantie, dass sie eine lange, glückliche Ehe führen können.

Lassen sich denn keine Veränderungen im Bindungsverhalten über die Lebensspanne hinweg beobachten?

Die Lebenslaufforschung zeigt, dass wir die in der Kindheit erlernten Bindungsmuster mitnehmen, als Schemata, wie Beziehungen funktionieren. Sie prägen unsere sozialen Beziehungen im beruflichen und im privaten Leben – unsere berufliche Laufbahn, unsere Freundschaften, unsere Partnerschaften und unser Verhalten gegenüber den eigenen Kindern. Aus der Forschung, insbesondere aus Langzeitstudien – etwa der Entwicklungspsychologin und Resilienzforscherin Emmy Werner – wissen wir aber auch, dass es Ausnahmen gibt, und vor allem auch, dass spätere Korrekturen möglich sind.

Würden Sie den Satz unterschreiben, dass es nie zu spät für eine glückliche Kindheit sei?

Als Vertreterin der Positiven Psychologie bin ich geneigt zu sagen: Ja! Allerdings muss ich gleich beifügen: Es ist nicht einfach. Ein Mensch mit schlechten Startbedingungen muss schon ein gutes Umfeld antreffen und emotional so intelligent sein, dass er mögliche Angebote aus dem Umfeld zur eigenen Entfaltung nutzen kann. Die psychische Widerstandskraft ist nicht angeboren, sondern entsteht aus der Wechselwirkung von persönlichen Stärken und Angeboten von aussen: etwa in Gestalt einer Lehrerin oder Hausärztin, die merkt, dass in der Familie etwas falsch läuft und etwas dagegen unternimmt.

Was braucht es, damit ein Erwachsener die Prägungen aus der Kindheit überwinden kann?

Er braucht zum einen eine tragende soziale Umgebung, eine Partnerin oder einen Partner, Freundinnen und Freunde. Weiter braucht es eine Gesellschaft, die wie die Schweiz die

Rahmenbedingungen dafür bietet. Wer in einem Kriegsgebiet aufwächst, hat wenig Chancen. Und es braucht – und das ist das Entscheidende – ein selbstverantwortliches Wesen. Menschen sind kein Spielball des Schicksals oder der Umstände, sondern können ihre Entwicklung weitgehend selbst gestalten. Dazu braucht es den Glauben an die Selbstwirksamkeit, und diese kann man erlernen, selbst wenn sie in der Kindheit nicht erfahren werden konnte.

Erklären Sie das bitte ausführlicher.

Auch wenn zumeist eine gewisse Verletzlichkeit bleibt, können wir Charakterstärken entwickeln, welche die negativen Erfahrungen aus der Kindheit wettmachen können – etwa Selbstvertrauen, Dankbarkeit, Hoffnung, Weitsicht, Mitgefühl, Spiritualität oder Humor. Der springende Punkt ist die Selbsterkenntnis und damit das Wissen um diese Vulnerabilität. Die Krisen in unserem Leben bieten uns die Chance dazu: Sie lehren uns, wo wir verletzlich sind, aber auch, was unsere Stärken sind und wie wir Hoffnung schöpfen können. Im besten Fall lernen wir dabei eine bessere Selbststeuerung. Diese ermöglicht es uns, alte Muster zu überwinden und neue zu erlernen. Aus der Forschung wissen wir, dass mit zunehmendem Alter die Selbststeuerung besser wird. Wir werden im besten Fall immer besser bei der Bewältigung von Krisen.

Die klassische Familie aus Vater, Mutter, Kind steht heute einer Vielfalt moderner Familienformen wie Patchwork-, Eineltern- oder Regenbogenfamilien gegenüber.

«Negative Vorbilder wirken stärker und nachhaltiger als positive.»

Pasqualina Perrig-Chiello

«Selbsterkenntnis ist der Schlüssel zur Überwindung alter Muster.»

Pasqualina Perrig-Chiello

Würden Sie eine Vorhersage wagen, wie sich diese Entwicklung auf uns auswirkt?

Schauen Sie, Familien gab es schon immer in den verschiedensten Formen und Schattierungen. Und Patchworkfamilien gab es häufiger als heute, weil viele Mütter früh verstarben und die Väter wieder heirateten. In welcher Form auch immer sich Familien zusammensetzen, ist es interessant, dass der Mensch immer wieder dasselbe sucht: Verlässlichkeit und Fürsorge durch Bindung. Die Grundbedürfnisse ändern sich ja nicht über die Jahrtausende.

Wo aber sehen Sie Veränderungen?

Eine positive Entwicklung sehe ich darin, dass es keinen normativen Zwang mehr bezüglich Familiengründung und Familienform gibt. Viele bleiben bewusst kinderlos oder Single. Wir leben in einer Gesellschaft, die nicht nur zunehmend individualisiert, sondern auch singularisiert ist – haben dafür aber Wahlfamilien, enge Beziehungen zu nicht blutsverwandten Bezugspersonen. Die grössere Wahlfreiheit

wird Wahlverwandtschaften wichtiger werden lassen. Die Rechtsetzung zieht hier schon mit: Pflegende Angehörige sind heute nicht mehr nur Ehepartner und Kinder, sondern vermehrt auch Lebensgefährten ohne Eheschein, gute Freundinnen oder Nachbarn.

Ist die konventionelle Familie ein aussterbendes Modell?

Ich sehe kein Ende der Familie, sondern ein Revival. Wenn wir genau hinschauen, sehen wir neben einer grösseren Vielfalt an Familienformen auch zunehmend viele Menschen, die wieder in einer traditionellen Familie leben wollen. Dieser wissenschaftlich bestätigte Trend spiegelt sich auch in den Daten des Bundesamtes für Statistik wider. Viele Frauen in der Schweiz reduzieren ihr Arbeitspensum oder verzichten ganz auf Erwerbsarbeit, wenn sie Mutter werden, um sich um die Kinder und den Haushalt zu kümmern. Die Männer haben zwar nachweislich zunächst die Absicht, sich vermehrt in Familie und Haushalt einzubringen, wenn sie Vater werden.

Zumeist bleibt es aber bei den guten Vorsätzen. Vielleicht liegt es an den Arbeitsbedingungen – ich weiss es auch nicht.

Die Retraditionalisierung zeigt sich auch beim Heiratsverhalten. Neben Paaren, die ganz aufs Heiraten verzichten, gibt es solche, die Verlobung und Heirat sehr traditionell zelebrieren. Eine Entwicklung, die für meine Generation, die sich von diesen Traditionen trennte, nicht nachvollziehbar ist.

Sind wir denn hinsichtlich der Geschlechterrollen nicht flexibler geworden? Auch die neue Sichtbarkeit der LGBTQI*-Community trägt doch dazu bei. Und junge Menschen scheinen sich weniger über die Kategorie Geschlecht zu identifizieren.

Bezüglich der Definition der Geschlechteridentität ist bei jungen Leuten vieles im Umbruch. Anders als in früheren Generationen wird das binäre Geschlecht – Mann oder Frau – vermehrt infrage gestellt und öffentlich thematisiert. Das ist begrüssenswert, denn das enttabuisiert ein Thema, das eine Community betrifft, die es schon immer gab und die schon immer diskriminiert wurde – auch heute noch. Die Liberalisierung des Diskurses hat dazu geführt, dass immer mehr Jugendliche ärztliche Hilfe aufsuchen, weil sie bezüglich ihrer Geschlechtsidentität unsicher sind. Allerdings muss hier beigefügt werden, dass das Oszillieren zwischen den Geschlechtern und sexuellen Orientierungen oder das Ausloten der Grenzen während des Übergangs ins Erwachsenenalter völlig normal ist, nur wurde das bislang tabuisiert.

«Im mittleren Lebensalter brechen Frauen wie Männer aus dem Geschlechtsrollenstress aus, die Interpretation von «männlich» und «weiblich» wird breiter.»

Pasqualina Perrig-Chiello

Und wie entwickelt sich die Geschlechteridentität später im Leben?

Fakt ist, dass sich das Geschlechterrollenverständnis auch im weiteren Lebensverlauf verändert. So werden beispielsweise im mittleren Lebensalter Geschlechterrollen vermehrt infrage gestellt. Frauen wie Männer brechen aus gewissen Zwängen und dem Geschlechtsrollenstress aus, die Interpretation von «männlich» und «weiblich» wird breiter. Tatsächlich können wir viele Coming-outs im mittleren Lebensalter beobachten.

Halten Sie es für möglich, dass sich die Einteilung der Menschen in zwei Geschlechter irgendwann erübrigen wird?

Nein. Die Polarität männlich versus weiblich hat die Menschheit über Jahrtausende fasziniert und wird sie weiter faszinieren, mit allen Facetten.

Eine ganz andere Frage: Wie lassen sich Liebe und Freundschaft eigentlich voneinander abgrenzen?

Freundschaft zeichnet sich durch eine enge zwischenmenschliche Beziehung aus, die auf Sympathie, gemeinsamen Interessen und Gegenseitigkeit beruht. Bei der Liebe kommen romantische Gefühle, Verliebtheit, Leidenschaft und der Wunsch nach Verbindlichkeit hinzu. Die Liebe verändert sich aber mit den Jahren. Wenn sich aus der Verliebtheit Vertrauen entwickelt und Beständigkeit und gegenseitige Unterstützung hinzukommen, kann sich das dem annähern, was wir unter Freundschaft verstehen. So etwa im höheren Alter, wenn die Sexualität keine zentrale Rolle mehr spielt, aber ein Paar füreinander da ist.

Die Abgrenzung ist also nicht immer so klar?

Wir leben in einer Zeit, in der sich die Grenzen zwischen Liebesbeziehung und Freundschaft tatsächlich auflösen. So etwa beim Modell «Freundschaft plus», das Freundschaft und ein sexuelles Verhältnis einschliesst. Dieses Modell scheint mir unverbindlicher zu sein. Wir Menschen sind aber

psychologisch gesehen nicht für Unverbindlichkeit geschaffen. Das kann eine Zeit lang funktionieren, wenn es uns gut geht. Aber wenn es uns schlecht geht, kann aus der Unverbindlichkeit eine Ambivalenz werden – was sind wir denn füreinander? –, und die möchten wir dann vielleicht nicht aushalten.

Heisst das im Umkehrschluss, dass uns Liebe verpflichtet?

Im psychologischen Sinne, ja. Mir wird oft die Frage gestellt, ob wir unseren Eltern etwas schuldig seien. Meine Überzeugung ist, dass wir unseren Eltern im Grunde genommen gar nichts schuldig sind. Wir wurden ja nicht gefragt, als wir in die Familie hineingeboren wurden. Dennoch verpflichtet uns die Liebe, aber nicht im moralisch-ethischen Sinn, sondern im Sinne eines psychischen Bedürfnisses: Ich muss nicht, aber ich möchte etwas zurückgeben. Wenn ich gar nichts muss, bin ich eigentlich noch viel stärker gefordert. Denn dann habe ich die Freiheit und kann mich einbringen. Und wenn ich mich einbringen möchte, tue ich das, weil ich liebe.

Kontakt:

Prof. em. Dr. Pasqualina

Perrig-Chiello

pasqualina.perrigchiello@unibe.ch

Eine Frage an Athanasios Papadis

Kann ein Herz wirklich brechen?

Fotografie: zvg



Zur Person

Athanasios Papadis

ist Oberarzt an der Universitätsklinik für Kardiologie am Inselspital. Er studierte an der Karls-Universität in Prag und ging für die klinische Ausbildung nach Deutschland. Die Weiterbildung zum Kardiologen und die Promotion folgten an der Universität Bern.

Haben Sie ebenfalls eine Frage an die Wissenschaft? Stellen Sie sie uns bis am 3. April 2023 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit dem Menschen in der digitalen Transformation.

Ein Beziehungsende, eine unerwiderte Liebe oder der Tod einer geliebten Person – sie alle können einem das Herz brechen. Zumindest sprichwörtlich. Doch manifestiert sich dieser emotionale Schmerz auch physisch?

Die Kardiologie kennt tatsächlich ein Syndrom des gebrochenen Herzens. Diese stressinduzierte Kardiomyopathie ist dem Herzinfarkt ähnlich. Dabei schüttet der Körper grosse Mengen der Stresshormone Adrenalin und Noradrenalin aus. Die linke Herzkammer – die primäre Pumpkammer des Herzens – bläht sich dabei auf, während sich die Basis des Herzens zusammenzieht. Ausserdem können Verengungen der kleinen Herzerarterien auftreten oder Herzzellen fehlerhaft schlagen.

Glücklicherweise ist das Syndrom in der Regel vorübergehend, und es treten meist keine langfristigen Herzschäden auf. Betroffen sind, wohl wegen häufigerer hormoneller Ungleichgewichte, fast ausschliesslich Frauen – insbesondere ab der Menopause.



Lässt sich Liebe vielleicht besser als Medium auffassen denn als Gefühl?

Literaturwissenschaft

Die Fiktion zeigt uns, wie wir lieben sollen

Die Wirklichkeit imitiert die Fiktion mindestens so oft wie umgekehrt, weiss die Literaturwissenschaft. Auch in der Liebe: Wer seine Gefühle ausdrücken will, bedient sich überraschend oft der konventionellen Bildsprache von Film oder Roman. Aber halten sie auch Formeln für queere Beziehungen bereit?

Text: Nicolas Detering / Fotografie: Dres Hubacher

Letzten Advent war es wieder so weit – auf gleich mehreren Kanälen und Streamingdiensten lief die Liebesschnulze *Love Actually* (2003), ein britischer Episodenfilm mit Staraufgebot, der seit geraumer Zeit als *der* moderne Weihnachtsklassiker schlechthin gilt. Viele Szenen sind geradezu ikonisch geworden und haben Dutzende Reenactments provoziert: Wie man bei Youtube bestaunen kann, werden reale Hochzeiten dem fiktionalen Vorbild nachgestaltet, indem die Gäste das Hochzeitspaar durch eine improvisierte Aufführung von *All you need is love* überraschen, oder es gestehen junge Männer ihrer Partnerin die Liebe mithilfe beschriebener Tafeln, die sie nach und nach «abblättern» – ganz wie im Film.

Die Fiktion hat über Jahrhunderte eine kulturspezifische Semantik der Liebe entwickelt, der man sich kaum entziehen kann. Wir mögen unsere Liebesbeziehungen als höchst intim empfinden, unsere Liebesgefühle als subjektiv und einzigartig. Aber der Soziologe Niklas Luhmann hat bereits 1982 postuliert: «Liebe» lasse sich besser als Medium auffassen denn als Gefühl. Als medialer Code von Intimkommunikation sei sie historischem Wandel unterworfen und müsse immer neu erlernt und geübt werden. Über Jahrhunderte habe die Literatur dabei geholfen, gab sie doch bestimmte Muster vor, die die Leserschaft nachahmte.

Vor allem die galanten Romane um 1700 waren in dieser Hinsicht erfrischend ehrlich. Nach französischem Vorbild entfalteten sie eine «galante Conduite», ein Verhaltensideal, das Gespräch, Tanz und Brief umspannte und vorgab, wie man Verliebtheit rhetorisch gewandt auszudrücken hatte. Das weckte aber auch Misstrauen.

Bald schon setzten sich Forderungen durch, die Aufrichtigkeit der Gefühle durch eine möglichst unrhetorische Sprache zu artikulieren. So bevorzugte man in der Zeit der Empfindsamkeit – etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts – die natürlichen Zeichen gegenüber den konventionellen: die Tränen, die Umarmung, die Ohnmacht, den Kuss. Anders als in den erotischen Verführungskünsten des Barock verstand man Liebe nun als entsexualisierte, auf innerer Sympathie beruhende Verbundenheit des Herzens. Dadurch wurde sie der Freundschaft angenähert.

In leidenschaftlicher Freundschaft verbunden

Bis heute vermag der Freundschaftskult der Empfindsamkeit zu irritieren. Besonders die Korrespondenz des Halberstädter Dichters Johann Wilhelm Ludwig Gleim hat es in sich. «Was soll ich Ihnen sagen, liebster Freund?», schreibt ihm Johann Jacob Jacobi 1767, «Diese Sprache der Liebe, der Erkenntlichkeit sagt mehr als jede andere, und sie ist am wenigsten entheilig. [...] So zärtlich, so feurig, so stark müßt' ich singen, um mein ganzes Gefühl

Zur Person

Nicolas Detering

ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Komparatistik. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts. Er leitet ein SNF-Projekt zu modernen Aneignungen geistlicher Gattungen wie der Heiligenlegende.

«Die Fiktion hat über Jahrhunderte eine kulturspezifische Semantik der Liebe entwickelt, der man sich kaum entziehen kann.»

Nicolas Detering

auszudrücken. Jeder Gedanke an Sie, liebster Freund, ist Liebe, die heftigste Liebe.» Nun gibt es keinen Beleg dafür, dass Jacobi oder Gleim in unserem heutigen Sinne «schwul» waren. Die Liebesbriefe, die sie austauschten, demonstrieren aber die Überlagerungen des Liebes- und des Freundschafts-codes im 18. Jahrhundert: Wer sich als guter Freund zeigen wollte, bewies dies mit Überschwang, Treueschwüren – und Küssen.

Zugleich deutet der Fall auf ein altes Problem hin: In einer Zeit, in der Homosexualität tabuisiert und kriminalisiert wurde, war die kulturelle Semantik der Liebe stets heteronormativ. Welche Möglichkeiten gab es überhaupt, gleichgeschlechtliches oder ansonsten queeres Begehren zu artikulieren? Darüber hat die Literaturwissenschaft seit Längerem nachgedacht. Wie queere Lektüren zeigen konnten, entpuppen sich viele historische Texte als durchaus subversiv. Das gilt etwa für die vormodernen Heiligenlegenden, die davon erzählen, wie sich antike Märtyrer der heteronormativen Ehe ver-

weigerten, um einander in homozialen Zirkeln in gegenseitiger Zärtlichkeit und Verehrung verbunden zu bleiben, von erotischen Fantasien heimgesucht zu werden oder sich bis zur Ekstase zu geiseln. Kein Wunder, dass etwa der heilige Sebastian später zu einer Ikone der Homosexuellenbewegung avancieren konnte.

Codes für gleichgeschlechtliche Liebe

Und die homoziale Liebe, im Unterschied zum transgressiven Begehren? Der Mediävist Andreas Krass hat argumentiert, dass die Geschichte der Männerfreundschaft vielleicht eine heimliche Parallele zur Geschichte der Heteroehe darstellen könnte. Indem sie die Freundschaft als Bund der Treue (bis in den Tod) und der Seelenverwandtschaft darstellt, hat die Literatur gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen imaginiert, die in gewisser Weise analog zur Ehe funktionierten. Solche Übergänge zwischen Freundschaft und Liebe erprobt noch das Hollywood der Gegenwart. Bei Netflix erfreut sich der Weihnachtsfilm *Single all the way* (2021) erstaunlicher Erfolge. Er überträgt die Klischees des Genres auf ein homosexuelles Freundespaar, das beim Familienfest seine Liebe füreinander entdeckt. So schematisch die Handlung und die Figuren auch erscheinen – als eine der ersten öffnet diese romantische Weihnachtskomödie den filmischen Code des Mediums «Liebe» auch für gleichgeschlechtliche Paare.

Kontakt:

Prof. Dr. Nicolas Detering
nicolas.detering@unibe.ch

Warum digitale Beziehungen rasch an Grenzen stoßen

Musste man seine Liebsten früher noch zur vereinbarten Zeit am besagten Ort treffen, lassen sich soziale Kontakte heute mühelos online pflegen. Doch ohne Verankerung im realen Leben gelingen Freundschaften kaum.

Text: Manuel Steffen

Wann sind Sie zuletzt zu einer Verabredung erschienen, ohne sich zuvor per Textnachricht nochmals rückzuversichern? Genauso normal ist es, sich ständig mit Bekannten oder Geliebten auszutauschen, die sich in einer anderen Stadt, vielleicht sogar in einem anderen Land befinden. Freundschaften und Liebesbeziehungen werden längst nicht nur in der physischen, sondern auch in der digitalen Welt gelebt.

Die Möglichkeiten dazu haben sich in den vergangenen Jahren vervielfältigt und verändern sich laufend: «Neben dem klassischen Telefonieren stehen alle Arten der Interaktion über das Internet zur Verfügung; man kann Textnachrichten und Bilder anschauen und austauschen, Videos und Musik hochladen oder streamen und Beiträge anderer Personen kommentieren und bewerten», so Professorin Stefanie Schmidt, die am Institut für Psychologie unter anderem zur Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen forscht. Besonders die Anonymität und die Flexibilität würden online geschätzt, ebenso wie die Möglichkeit, Gruppen mit gleichen Interessen und Einstellungen beizutreten.

Onlinebeziehungen zu Unbekannten sind Ausnahmen

Die Optionen, anonym zu bleiben und mit bisher völlig unbekanntem Personen zu kommunizieren, sind dabei kulturelle Neuerungen. Dass von ihnen auch Gebrauch gemacht wird, legen Daten aus einer Studie von Postdotorandin Christina Heemskerk nahe. In einer Umfrage bei rund 400 Schülerinnen und Schülern aus der sechsten bis neunten Klasse gab fast die Hälfte an, dass sie online Kontakt mit fremden Personen hatte. 15 Prozent gaben gar an, Personen, die sie im Internet kennengelernt hatten, physisch getroffen zu haben. «Das ist durchaus bemerkenswert», sagt Heemskerk, die ebenfalls am Institut für Psychologie forscht.

Unklar ist, ob die Kontakte bloss flüchtiger Natur sind oder länger anhalten. Auch, ob die Treffen zwischen Gleichaltrigen oder mit Erwachsenen stattfanden, geht aus der Studie nicht hervor. Und Stefanie Schmidt hält fest: «Die allermeisten substanziellen digitalen Interaktionen finden zwischen Personen statt, die sich bereits aus dem echten Leben kennen.»

Eine Begründung dafür ist, dass die digitale Kommunikation mit abnehmender Vertrautheit der Gesprächspartnerinnen schwieriger wird: «Onlineunterhaltungen sind viel minimalistischer als reale Kommunikation – man muss Dinge abkürzen und erhält nur fragmentarische Informationen», erklärt die Professorin, «gerade wenn auch die Mimik und die Gestik der Gesprächspartner nicht ersichtlich sind, versteht man sich rasch falsch.» Ist man mit einer Person bereits aus dem echten Leben vertraut, werden im digitalen Raum weniger Erklärungen benötigt: «Verstehe ich beispielsweise den Humor des Gegenübers im Voraus, muss ich weniger Interpretationsarbeit leisten und kann freier kommunizieren», so Schmidt.

Dass es auch beim Gesprächsinhalt Unterschiede gibt, zeigt Christina Heemskerks Umfrage: Die Jugendlichen gaben vermehrt an, reale Kontakte zu bevorzugen, wenn sie etwas beschäftigt. Geht es also um ernstere Angelegenheiten, wird der Onlinewelt die körperlich-reale Schulter vorgezogen, um sich auszuweinen. Der rein digitale Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen steht damit vor grundlegenden kommunikativen Hürden.

Die technologische Entwicklung könnte hier Abhilfe schaffen. Schliesslich lassen sich durch Videochats, Livestreams oder Verabredungen in der virtuellen Realität echte Gesprächssituationen immer realitätsgetreuer nachbilden. Und auch fremde Personen treffen wir längst nicht mehr nur in angestaubten Chatrooms, sondern von Angesicht zu Angesicht: Dienste wie Omegle ermöglichen zufällige Videocalls mit Menschen aus aller Welt. In den sozialen Medien sehen wir täglich neue Gesichter und hören neue Stimmen.

Digitaler Raum als Testfeld für unsichere Menschen

Doch: «Selbst wenn soziale Beziehungen im digitalen Raum entstehen, sind für ihr Fortdauern und ihre Vertiefung im Verlauf meist auch analoge Treffen nötig», sagt die Psychologieprofessorin. Grund dafür sei das menschliche Bedürfnis, ein möglichst vollständiges Bild einer Person zu erhalten, mit der man sich sozial einlässt: «Es braucht etwa den unvermittelten Gesichtsausdruck oder die Gelegenheit, das Gegenüber in den Arm zu nehmen, um Eindrücke zusammenführen und die Beziehung vertiefen zu können.»

Die digitalen Medien bieten jedoch nur bedingt Nährboden für die Entstehung neuer

Beziehungen. Dazu passen laut Schmidt die Studienergebnisse, dass Menschen, die im echten Leben Mühe mit zwischenmenschlichen Beziehungen haben, sich häufig auch online eher schwertun. Dies spricht gegen die verbreitete Vorstellung, dass Menschen, denen es an realen Freundschaften mangelt, diese vollständig online kompensieren können.

Personen mit vergleichsweise geringen sozialen Kompetenzen profitierten jedoch auf anderem Weg vom digitalen Raum. Dieser könne nämlich als ein Testfeld für den Erwerb zwischenmenschlicher Fertigkeiten dienen.

Parasoziale Beziehungen

Mein bester Freund, der mich nicht kennt

Die digitalen Medien haben auch völlig neue Beziehungsformen entstehen lassen – etwa die sogenannte parasoziale Beziehung. Ursprünglich für Personen verwendet, die angaben, mit Nachrichtensprecherinnen befreundet zu sein, findet dieser Begriff heute auch Anwendung auf das Verhältnis zwischen Influencern und ihren Fans.

Das Gefühl der Vertrautheit, das Medienkonsumierende für die jeweilige Medienperson empfinden, wird hier noch verstärkt, indem Influencerinnen ihr persönliches Leben radikal offenlegen oder dieses inszenieren. Bezeichnend ist die Asymmetrie: Während die Mediennutzenden meinen, alles über die Medienperson zu wissen, hat diese in der Regel keine Vorstellung vom Leben ihrer Fans.

«Die meisten Menschen können aber gut differenzieren, ob es sich um eine echte Beziehung handelt oder nicht», sagt Stefanie Schmidt – glücklicherweise.

«Gerade schüchterne Jugendliche haben oft Schwierigkeiten, sich zu offenbaren und authentisch zu sein», erläutert Schmidt, «sie können die Anonymität des Internets als Chance nutzen, um etwas preiszugeben, mehr Selbstvertrauen zu bekommen und sich danach auch im echten Leben mehr zu trauen.» Die Unverbindlichkeit der Onlinekommunikation erlaubt es also, soziale Interaktionen zu üben und die erlernten Soft Skills in der echten Welt umzusetzen.

Auch für Menschen, die einer Minderheit angehören und weniger gut am sozialen und gesellschaftlichen Leben teilhaben können, stellen digitale Medien eine grosse Bereicherung dar. Sie erhalten online die Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, sich mit Gleichgesinnten oder anderen Minderheiten zu vernetzen und Gemeinschaften aufzubauen, die auch im realen Leben wirksam sind.

Schliesslich können Personen, die aufgrund einer körperlichen Beeinträchtigung oder wegen ihres Alters häuslich gebunden sind, dank den digitalen Medien sozialen Ereignissen auch dann beiwohnen, wenn sie physisch nicht teilnehmen könnten. Auch über grosse Distanzen hinweg können sie heutzutage in unmittelbarem Kontakt mit ihren Angehörigen treten. Reale Beziehungen werden dann nicht durch Onlinebeziehungen kompensiert, sondern in die digitale Sphäre verlagert.

Wer nicht online ist, fühlt sich schnell ausgeschlossen

Die Digitalisierung sozialer Interaktionen hat aber ihre Kehrseite: Digitale Analphabeten – also Menschen, die technisch oder intellektuell nicht fähig sind, digitale Medien zu nutzen oder dies etwa aus Datenschutzbedenken nicht wollen – drohen den Anschluss zu verlieren.

«Es gibt Studien, die den Trend zeigen, dass reale Interaktionen im Durchschnitt abnehmen, die Onlineinteraktion aber zunimmt», erläutert Stefanie Schmidt. Zwar sei nicht geklärt, ob zwischen diesen Tendenzen ein kausaler Zusammenhang bestehe. «Aber wenn es so wäre, dass ein Teil der realen Kommunikation in den Onlinebereich verlagert wird, dann könnte das dazu führen, dass Menschen nicht mehr auf dem Laufenden sind, sich zunehmend ausgeschlossen fühlen und soziale Kontakte verlieren.»

Gerade ältere Menschen, denen digitale Medien eigentlich eine Chance zur Aufrechterhaltung ihrer Beziehungen bieten würden,

«Onlineunterhaltungen sind viel minimalistischer als reale Kommunikation – man muss Dinge abkürzen und erhält nur fragmentarische Informationen.»

Stefanie Schmidt

sind oft digitale Analphabeten. Und besonders bei jungen Menschen ist der Druck hoch, alle angesagten Medien aktiv zu nutzen. Tun sie dies nicht, stehen sie aussen vor, wenn soziale Aktivitäten online geplant, Urlaubsbilder gepostet oder Memes in Gruppenchats geteilt werden. «Bei jüngeren Leuten ist es die Norm und die Erwartung, dass man vernetzt ist», sagt Stefanie Schmidt. Auch die Daten von Christina Heemskerck bestätigen das: Zwischen der sechsten und der neunten Klasse nimmt die Zahl der Jugendlichen, die angeben, sich regelmässig online mit Freunden zu treffen, rasant zu.

Für die Forschung ist deshalb klar: Die digitale Medienkompetenz muss früh gefördert werden, um soziale Ausgrenzung zu verhindern und um diversen Gefahren der Mediennutzung vorzubeugen. Denn für zukünftige Generationen, die als Digital Natives aufwachsen, wird es selbstverständlich sein, dass Liebe und Freundschaft immer auch eine digitale Komponente haben.



Kontakte:

Prof. Dr. Stefanie Schmidt, stefanie.schmidt@unibe.ch
Dr. Christina Heemskerck, christina.heemskerck@unibe.ch

Im Fokus

Populäre Paare

Wenn wir zum Liebespaar werden, haben wir Bilder berühmter Paare im Kopf – mehr oder weniger unbewusst. In der westlichen Kultur sind diese medial vermittelten «Celebrities» prägend – neben vielen anderen.

Text: Timm Eugster / Illustration: Hahn+Zimmermann

Barack & Michelle Obama

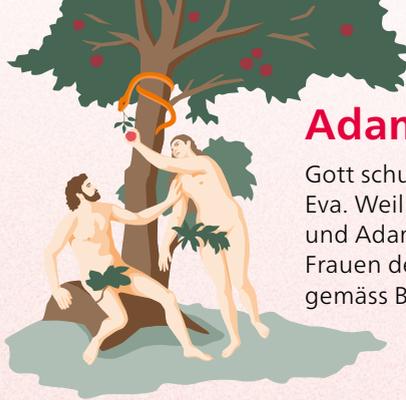
Sie zeigen sich als glückliches Paar – trotz oder gerade wegen Michelles Geständnis, sie habe Barack jahrelang nicht ausstehen können, als die Kinder klein und die Karrieren jung waren.



Mileva Marić & Albert Einstein

Als Studis finden sie ihr Liebesglück beim nächtelangen Rechnen und Diskutieren, sie heiraten gegen enorme Widerstände – dann macht sie den Haushalt und er Karriere.





Adam & Eva

Gott schuf Adam und aus dessen Rippe Eva. Weil Eva der Schlange vertraute und Adam verführte, mussten fortan alle Frauen dem Manne untertan sein – gemäss Bibel.

Neil Patrick Harris & David Burtka

Die US-Schauspieler haben sich 2006 verlobt, 2010 wurden sie Väter der Zwillinge Harper und Gideon, 2014 konnten sie heiraten – ihr Familienleben zeigen sie offen.



Jean-Paul Sartre & Simone de Beauvoir

Vereint im Geist, befreit von Besitzdenken und Treuegelübden: Ihr Versuch der freien Liebe inspirierte eine ganze Generation.

Romeo & Julia

Ihre Liebe und Leidenschaft ist stärker als ihr Lebenswille und grösser als die Feindschaft ihrer Familienclans – Shakespeares Tragödie berührt bis heute.



Wer sich einsam fühlt, sollte gezielt gegensteuern

Seit ein paar Jahren ist viel von der «Volkskrankheit Einsamkeit» die Rede. Ob wir tatsächlich einsamer sind als früher, ist zwar wissenschaftlich nicht belegt. Doch ist es in jedem Fall empfehlenswert, sich bei «sozialem Durst» um Kontakte zu kümmern, damit die Einsamkeit nicht chronisch wird.

Text: Béatrice Koch

Als Grossbritannien 2018 eine «Ministerin für Einsamkeit» einsetzte, sorgte das auch hierzulande für Schlagzeilen. Die Corona-Pandemie verstärkte die Debatte über «Einsamkeit als Volkskrankheit». Tatsächlich gibt es gesellschaftliche Faktoren, die Einsamkeit befördern können: Wir leben in einer individualisierten Gesellschaft, wechseln öfter Wohnort und Freundeskreis, immer mehr Menschen leben allein, und die

Familien werden kleiner. «Wir haben heute weniger Bezug zu gemeinschaftlichen Aktivitäten und Verbindlichkeiten. Vereine und Kirchen kämpfen mit Mitgliederschwund», sagt Isabelle Noth, Professorin für Seelsorge, Religionspsychologie und Religionspädagogik an der Universität Bern. Ob tatsächlich mehr Leute einsam sind als früher, lasse sich schwer nachweisen. «Aber ganz offensichtlich empfinden die Menschen Einsamkeit heute stärker», ist Noth überzeugt.

Allein ist nicht gleich einsam

Die Frage, wie verbreitet Einsamkeit ist, sei nicht einfach zu beantworten, sagt Tobias Krieger, Forschungsgruppenleiter am Psychologischen Institut der Universität Bern. Sein Team untersucht die Wirksamkeit eines Online-Interventionsprogramms bei chronischer Einsamkeit (siehe Nebentext). Einsamkeit ist keine diagnostizierbare Krankheit. Vielmehr handelt es sich – anders als die soziale Isolation, die objektiv wahrnehmbar ist – um ein subjektives Gefühl. Einsamkeit ist auch nicht dasselbe wie Alleinsein: Menschen, die häufig allein sind, fühlen sich nicht zwangsläufig einsam. Umgekehrt kann auch jemand, der von Menschen umgeben ist, einsam sein. «Einsamkeit ist ein subjektives Gefühl, das auftritt, wenn das individuelle Bedürfnis nach sozialer Verbundenheit nicht befriedigt ist», erklärt Krieger. «Diese Diskrepanz kann sowohl die Qualität als auch die Quantität sozialer Beziehungen betreffen.» Insofern ist Einsamkeit immer schmerzhaft, denn sie ist nicht selbst gewählt. Alleinsein hingegen kann durchaus gewollt und als positiv empfunden werden.

Chronische Einsamkeit bedeutet Stress

Laut der Gesundheitsbefragung des Bundes von 2017 (die Ergebnisse der neuesten Erhebung werden Ende 2023 veröffentlicht) fühlen sich etwa 5 Prozent der Schweizer Bevölkerung ab 15 Jahren oft oder sehr oft einsam. Nimmt man diejenigen dazu, die sich manchmal einsam fühlen, sind es 40 Prozent. Allerdings sind diese Zahlen mit Unsicherheiten behaftet: Gerade weil es sich um eine subjektive Empfindung handelt, kann schon die Art der Fragestellung die Resultate beeinflussen. Auch wirkt sich nicht jede Form von Einsamkeit negativ aus: «Die allermeisten Menschen haben schon einmal Einsamkeit erlebt», sagt Krieger. Situative Einsamkeit nennt es die Wissenschaft, wenn wir uns etwa an einem Sonntag mehr Gesellschaft wünschen, die Einsamkeitsgefühle aber bereits nach kurzer Zeit wieder verschwinden. Auch vorübergehende Einsamkeit, die häufig bei grossen Veränderungen wie Umzug, Jobwechsel oder Trennung auftritt, ist vielen bekannt. Krieger: «Dieses Gefühl ist zunächst hilfreich. Es dient als Warnsignal, das uns motivieren kann, etwas an der Situation zu ändern und aktiv zu werden. Einsamkeit kann somit als «sozialer Durst» bezeichnet werden.»

Problematisch hingegen ist die andauernde oder chronische Einsamkeit, die zur Belastung wird – wobei unter Fachleuten kein Konsens darüber besteht, ab welcher Zeitspanne Einsamkeit als chronisch bezeichnet werden sollte. Das Warnsignal kann in diesem Fall nicht mehr in Aktivität umgesetzt werden, und für die Betroffenen scheint der Zustand unkontrollierbar. Chronische Einsamkeit kann sich negativ auf die Gesundheit auswirken, denn sie bedeutet Stress. Und dieser wiederum kann zu psychischen und körperlichen Beschwerden wie Depression, schlechtem Schlaf und Herz-Kreislauf-Erkrankungen führen. Dabei besteht häufig eine Wechselwirkung: Einsamkeit kann depressiv machen, ebenso wie eine Depression zu Einsamkeit führen kann. Ob Einsamkeit heute stärker grassiert als früher oder nicht: Tatsache ist, dass sich viele Menschen chronisch einsam fühlen, was gravierende Folgen für die Gesellschaft und das Gesundheitssystem hat. Krieger: «Einsamkeit und ihre gesundheitlichen Folgen sind wichtige Themen. Es ist gut, dass sie öffentlich stärker wahrgenommen und diskutiert werden.»

Dass Corona das Bewusstsein für psychische Störungen geschärft habe, sei ein positiver Aspekt der Pandemie, sagt auch Stefanie Schmidt,

Hilfe und Selbsthilfe

Online- behandlung

Professionelle Internetprogramme für Selbsthilfe und Psychotherapie sind eine niederschwellige Behandlungsart, die sich bei diversen psychischen Störungen und Phänomenen als wirksam erwiesen haben. Die Universität Bern nimmt auf diesem Gebiet eine führende Rolle ein: Thomas Berger, Leiter der Abteilung Klinische Psychologie und Psychotherapie, ist ein Pionier in der Entwicklung, Testung und Umsetzung von Onlinetherapien. Für diese Leistung bekam er 2021 den Marcel-Benoist-Preis, der als «Nobelpreis der Schweiz» gilt.

Auch bei andauernden Einsamkeitsgefühlen gibt es ein Onlineangebot: Das in Schweden entwickelte Programm SOLUS zeigt auf, wie sich der Teufelskreis der Einsamkeit durchbrechen lässt. Es basiert auf den Grundsätzen der kognitiven Verhaltenstherapie und wurde an der Universität Bern ins Deutsche übersetzt und erweitert. Das Programm besteht aus neun Modulen zu verschiedenen Aspekten der Einsamkeit, die anhand theoretischer Inputs und Übungen helfen sollen, das Erleben und Verhalten im Alltag zu verändern. Wie wirksam die deutsche SOLUS-Version ist, untersucht derzeit das Team um Tobias Krieger am Institut für Psychologie.

Eine Übersicht zu Onlinebehandlungsprogrammen, die an der Universität Bern erforscht werden und für die zum Teil noch Teilnehmende gesucht werden, findet sich unter www.online-therapy.ch.

«Das Gefühl der Einsamkeit dient als Warnsignal, das uns motivieren kann, etwas an der Situation zu ändern und aktiv zu werden.»

Tobias Krieger

Leiterin der Klinischen Psychologie des Kindes- und Jugendalters der Universität Bern, die die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf Jugendliche im Kanton Bern untersucht. Es erstaunt nicht, dass sich während der Pandemie deutlich mehr Menschen einsam fühlten. So zeigten Studien aus Deutschland und der EU übereinstimmend, dass sich vor allem junge Erwachsene während der ersten Zeit der Pandemie weit einsamer fühlten als zuvor.

Ob dieser Anstieg anhält, wird sich erst noch zeigen. Gemäss Schmidts Beobachtungen haben Jugendliche massiv unter den Massnahmen gelitten: «Während der Pandemie wurden die Kontakte stark eingeschränkt. Dabei sind gerade im frühen Jugendalter die Kontakte zu Gleichaltrigen oft wichtiger als jene zur Familie. In der Folge fühlten sich die Jugendlichen häufig einsam und mit ihrem sozialen Umfeld nicht mehr verbunden.» Hinzu kommt, dass in der Jugend soziale Kontakte für das Selbstwertgefühl besonders wichtig sind.

Jugendliche reagieren hypersensitiv

Chronische Einsamkeit hat verschiedene Ursachen. Ein schlechter Gesundheitszustand, prekäre finanzielle Verhältnisse oder die Zugehörigkeit zu einer sozial benachteiligten Gruppe können eine Rolle spielen, aber auch negative Bindungserfahrungen in der Vergangenheit oder der Verlust eines nahestehenden Menschen. Einsame Menschen haben zudem häufig ein eher schlechtes Selbstwertgefühl und neigen dazu, Signale aus ihrem sozialen Umfeld negativ zu deuten. Sie fühlen sich in Gesellschaft oft unerwünscht, was wiederum das Einsamkeitsgefühl steigern kann – ein Teufelskreis.

Mit der Zeit entwickeln viele einen Schutzmechanismus, meiden soziale Situationen und halten sich in Gesellschaft eher bedeckt. Laut Stefanie Schmidt sind Jugendliche dafür besonders anfällig: «Sie reagieren hypersensitiv gegenüber sozialer Zurückweisung. Sie fühlen sich rascher zurückgewiesen als ältere Erwachsene und können zudem auch schlechter mit Zurückweisung umgehen.» Dabei identifizieren sich gerade Jugendliche stark über das Feedback von Gleichaltrigen. Hier spielen auch die Digitalisierung eine Rolle: «Online gibt es postwendend eine Belohnung, etwa in Form von Likes. Dies schürt Erwartungen, die sich in einer realen Begegnung nicht erfüllen. Das kann dazu führen, dass jemand unzufrieden mit sozialen Kontakten ist und sich einsam fühlt.» Inwiefern die Digitalisierung generell Einsamkeit fördert, ist jedoch umstritten. Wer sie aktiv zur Kontaktpflege oder zum Knüpfen neuer Kontakte nutzt, kann der Einsamkeit durchaus auch entgegenwirken.

Weil Einsamkeit verschiedene Ursachen hat, gibt es kein Patentrezept, das auf alle Betroffenen angewendet werden kann. Manchen hilft ein einfacher Griff zum Telefon, anderen eine Verhaltenstherapie, um nachteilige Gedanken und Verhaltensweisen zu erkennen und zu verändern oder an sozialen Fertigkeiten zu arbeiten. Einige brauchen Gelegenheiten und Orte, um andere Menschen zu treffen. «Spüre ich, dass mir die Einsamkeit zu schaffen macht, kann ich bewusst meine Kontakte pflegen und Orte aufsuchen, wo ich Gleichgesinnte treffe – online oder real», rät Stefanie Schmidt. Gleichzeitig müsse die Allgemeinheit allen Menschen eine gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen.



Kontakte:

PD Dr. Tobias Krieger, tobias.krieger@unibe.ch

Prof. Dr. Isabelle Noth, isabelle.noth@unibe.ch

Prof. Dr. Stefanie Schmidt, stefanie.schmidt@unibe.ch

«Nicht in die Norm zu passen, ist auch ein Akt der Selbstliebe»

Die Sozialanthropologin Serena Owusua Dankwa erforschte die Lebensgeschichten von Frauen in Ghana, die Frauen lieben. Dafür liess sie westliche Vorstellungen von sexueller Identität und von der LGBTQ-Szene hinter sich.

Text: Julia Konstantinidis / Fotografie: Dres Hubacher

«Ich wuchs mit der Vorstellung auf, dass Homosexualität in Ghana nicht existiert», sagt die 47-Jährige Sozialanthropologin, die ihre ersten sieben Lebensjahre in der ghanaischen Hauptstadt Accra verbrachte: «Bis ich mir sagte: Das kann nicht sein. Frauen liebende Frauen gibt es überall.»

Für ihre Promotion, die sie 2014 am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern einreichte, untersuchte Dankwa die Lebenswelten und die Freundschaftsnetzwerke von Frauen in Ghana, die Frauen lieben. «Knowing Women», das Buch zur Arbeit, erschien 2021 im Verlag der Cambridge University Press.

Kollektivierte Freundschaften

Zwischen 2006 und 2012 lebt die Anthropologin insgesamt eineinhalb Jahre vor Ort. Dankwa findet ihre Forschungsteilnehmerinnen nicht in den wenigen Schwulenbars der Hauptstadt, sondern geht dorthin, wo viele ghanaische Frauen zusammenkommen: zur Kirche, auf den Markt, ins Frauenfussballtraining – Frauenfussball ist in

Westafrika sehr populär. Sie gewinnt das Vertrauen der Frauen, die sie im Lauf der Jahre mehrmals interviewt. Die Freundinnenschaften, die sie dokumentiert, sind von materieller Prekarität geprägt, aber auch von sinnlichen, erotischen und alltäglichen Intimitäten. Die Grenzen zwischen Freundschaft und Sexualität, Dienstleistung und Verwandtschaftlichkeit sind nicht immer trennscharf. Nicht weil diese Freundinnen keinen Unterschied machen zwischen verschiedenen Formen von Nähe und Verbundenheit, sondern weil sie sich enge Grenzziehungen in der Alltagsbewältigung oftmals nicht leisten können.

So war auch das westliche Konzept der mit Sex verbundenen Liebe, im Gegensatz zur Freundschaft ohne Sex, unzureichend. Dankwa: «Leidenschaft und sexuelles Begehren wurden oft mit Freundschaften in Verbindung gebracht. Diese erschienen vielen Frauen erstrebenswerter als die offizielle Liebe, etwa in Form einer (Homo-)Ehe.» Es handle sich um meist vage definierte, mehrschichtige Beziehungen, in deren Rahmen vieles möglich sei, zum Beispiel – verbotene – Erotik.



Wissen vernetzen: Serena O. Dankwa im «Living Room», einem Community Center im Breitenrainquartier in Bern.

Zudem sind die Beziehungen nicht zuletzt aufgrund sozioökonomischer Unsicherheiten instabil und verändern sich über die Jahre. Auch dahin, dass die Sexualität irgendwann keine wesentliche Rolle mehr spielen müsse. «Gerade dadurch können sie aber auch als ganz grosse Liebe wahrgenommen werden», sagt Dankwa.

Liebe als Solidarität

Gängige Vorstellungen von romantischer Liebe greifen zu kurz. «Gerade für armutsbetroffene Ghanaerinnen ist Liebe auch eine Form der Fürsorglichkeit: Wenn deine Kinder nicht genügend zu essen haben, dann ernähre ich auch sie.» Auch romantische Gesten haben einen fürsorglichen Sinn. Etwa, wenn man der Liebsten die Unterhose wäscht oder Wasser holt und ihr damit die Hände wäscht, um dann gemeinsam aus einer Schüssel zu essen.

Im Gegensatz zur Schweiz, wo Liebe als privat gilt, erlebte Dankwa sie im urbanen Ghana auch als kollektive Verbundenheit: «Liebe muss als

Solidarität verstanden werden, auch materiell. Weil man sich vieles allein nicht leisten kann, gibt es unter den Frauen ein starkes Bewusstsein, dass alles zirkulieren muss.» Die Forscherin sieht in der Freundschaft, als Gegensatz zur institutionalisierten Liebe, grosses Potenzial, weil sie mehr Solidarität zulässt. «In der Paarliebe, die zur Kleinfamilie führen soll, ist häufig eine hierarchische Rollenaufteilung vorhanden. Freundschaften haben hingegen ein grosses egalitäres Potenzial. Es geht mir um ein Gesellschaftsmodell, das gemeinschaftlicher und weniger machtbasierend ist.»

Dankwa versteht sich selbst als queer-lesbisch und engagiert sich in Schwarz-feministischen Netzwerken und Kollektiven. Viele Themen, die sie wissenschaftlich erforscht, betreffen Dankwa auch als Privatperson oder als Mitarbeiterin von IAMANEH Schweiz. Die NGO engagiert sich im Bereich der reproduktiven Gesundheit sowie gegen geschlechtsspezifische Gewalt in Westafrika und in Südosteuropa.

In den letzten Jahren hat sich Dankwa vermehrt als rassismuskritische Feministin in der Öffentlichkeit zu Wort gemeldet, weil sie auf eine gesellschaftliche Transformation hinarbeiten möchte, «die uns alle auf diesem Planeten betrifft, nicht nur sogenannte Minderheiten». Dennoch ist ihr Engagement für eine gewaltfreie, vielfältige Gesellschaft auch eine zutiefst persönliche Erfahrung: «Nicht in die Norm zu passen, ist für mich ein Akt der Selbstliebe.»

Es gibt also viele Verbindungen zwischen Dankwas Leben und ihrer Arbeit. Als Aktivistin bezeichnet sie sich dennoch ungen. «Wenn du Schwarz, Frau und queer bist, ohne dies zu verstecken, wirst du oft als latenter Störfaktor oder als Aktivistin wahrgenommen. Du musst gar nicht erst aktiv werden. Im Gegenteil, dir wird Aktivismus unterstellt, gerade weil du nichts dagegen unternimmst, dass du die Person bist, die du bist, und ein Leben lebst, das nicht der scheinbaren Norm entspricht.»

Sie sei sicherlich eine engagierte Wissenschaftlerin. «Aber mein Engagement trenne ich vom wissenschaftlichen Forschungsprozess.» Dennoch stelle bereits die Wahl eines Forschungsgegenstandes ein politisches Handeln dar. Denn Wissenschaft sei nie losgelöst von politischen Themen. Es ist Dankwas Fachgebiet, hinter die Fassade zu schauen – und dabei die eigene Position zu hinterfragen. Diese Bereitschaft, sich selbst in die Fragestellungen einzuschliessen, ist im Laufe ihres Lebens gewachsen. «Ich habe mich lange nicht mit bestimmten Themen beschäftigt, weil ich es nicht ertrug, von anderen als «Betroffene» angeschaut zu werden.»

Zuschreibung als Chance genutzt

So entschied sich Dankwa Mitte der 1990er-Jahre nach der Matur an der Neuen Kantonsschule Aarau für das Studium der klassischen Gitarre am Konservatorium in Luzern – vielleicht eine «Flucht in die Kunst als universelle Sprache», wie sie heute sagt. Dann bewarb sie sich bei Radio SRF als Journalistin für klassische Musik. Sie bekam einen Job, jedoch nicht in der Klassikabteilung, sondern im Ressort «Musik der Welt». Eine Zuschreibung, die aufgrund ihres familiären Hintergrunds, der sowohl in Ghana als auch in der Schweiz liegt, zustande kam. Sie nutzte die Zuweisung als Chance, erschloss sich ein ihr neues Musikfeld und nutzte dieses als Einstieg in den Radio- und Fernsehjournalismus.

«In der Paarliebe ist häufig eine hierarchische Rollenaufteilung vorhanden. Freundschaften haben ein grosses egalitäres Potenzial.»

Serena O. Dankwa

Als Moderatorin von Sendungen wie dem «Jazz-Special» oder dem «Worldmusic-Special» fing Dankwa an, sich intensiver damit zu beschäftigen, wie afrikanische und diasporische Welten global vermarktet, kommerzialisiert und vereinnahmt werden. «Ich stellte immer wieder kritische Fragen, bis das Konzept der Sendung nicht mehr mit meiner Haltung übereinstimmte.» Sie entschloss sich, an der School of Oriental and African Studies in London einen Master in African Studies zu machen. Einen weiteren Zugang zum wissenschaftlichen Arbeiten schuf sich Dankwa, noch während sie im Radiostudio Basel arbeitete und daneben Kurse in Gender Studies belegte. «Als Journalistin und Produzentin im Worldmusic-Bereich realisierte ich, dass Genderfragen eine wesentliche Rolle in der (S)Exotisierung von Kultur spielen.»

Im Februar hat die Forscherin nun ihr Post-Doc-Projekt am Institut für Sozialanthropologie der Uni Basel begonnen. Von der Kunst in die Medien, in die NGO-Arbeit und jetzt zurück in die akademische Wissenschaft: Dankwa mäandriert durch verschiedene Wissensformen, immer auf der Suche nach gesellschaftlich relevantem, transformativem Wissen.

Kontakt:

Dr. Serena O. Dankwa

serena.dankwa@unibe.ch

«Romantische Liebe wird gegenüber Freund- schaft bevorzugt»

Die Philosophin Sabine Hohl erachtet es als ungerechtfertigt, dass eine bestimmte Beziehungsform rechtlich und kulturell einen Sonderstatus hat. Sie bringt die Idee der Ehe mit Freunden ins Spiel und sieht für alle Vorteile, wenn Freundschaften und Liebesbeziehungen gleichgestellt würden.

Interview: Barbara Spycher / Fotografie: Dres Hubacher

Frau Hohl, woran machen Sie die gesellschaftliche Bevorzugung von romantischer Liebe fest?

Sabine Hohl: Da gibt es eine rechtliche und eine kulturelle Ebene. Einerseits gibt es für die romantische Liebe ein rechtliches Gefäß mit diversen Rechten und Pflichten: die Ehe. Das gibt es für Freundschaften nicht. Oder zumindest wird nicht erwartet, dass sich Freundinnen und Freunde über die Ehe rechtlich absichern und verpflichten würden.

Wäre das denn möglich?

Da man heutzutage Menschen jeden Geschlechts heiraten kann, könnte man theoretisch eine Person nach Wahl heiraten, mit der man freundschaftlich

verbunden ist. Aber die Intention des Staates ist natürlich eine andere, das sieht man am deutlichsten, wenn man einen Menschen aus einem anderen Herkunftsland heiratet: Wenn Sie nicht romantisch liiert sind, können Sie der Scheinehe angeklagt werden. Und da zeigt sich auch schon ein handfester Nachteil dieser rechtlichen Ungleichbehandlung von romantischen und freundschaftlichen Beziehungen: Egal, wie wichtig ein enger Freund aus dem Ausland für Sie ist – Sie können ihn nicht heiraten, um mit ihm hier zusammenzuleben.

Wie wird romantische Liebe kulturell bevorzugt?

Das zeigt sich darin, dass romantische Beziehungen einen besonderen gesellschaftlichen Status genießen, den Freundschaften nicht haben. Man fragt einander oft: Hast du eine Partnerin, wer ist dein Partner? Kaum jemand fragt: Mit wem bist du befreundet? Wie läuft es in deinen Freundschaften? Das führt dazu, dass die meisten Menschen viel Energie in romantische Beziehungen investieren, die mitunter für Freundschaften fehlt. Die US-Philosophin Elizabeth Brake spricht hier von «Amatonormativität». Diese fusst auf der Annahme, dass jeder Mensch eine romantische Beziehung führen sollte und dass diese wichtiger ist als andere Beziehungen. Wenn jemand Single ist, wird dieser Status als temporär und defizitär angesehen. Das spiegelt sich auch in vielen Filmen, aktuell in der norwegischen Netflix-Serie *Home for Christmas*, in der die Protagonistin verzweifelt einen Partner sucht, den sie zu Weihnachten den Eltern vorstellen kann.



Zur Person

Sabine Hohl

ist Ethikerin und politische Philosophin. Sie war als Postdoc am Institut für Philosophie der Uni Bern tätig, ab Frühling 2023 leitet sie an der Uni Basel das vom SNF mit einem Starting Grant geförderte Projekt «Just Parenthood: The Ethics and Politics of Childrearing in the 21st Century».

Mit negativen Auswirkungen nicht nur für Singles, oder?

Richtig. Einerseits werden Menschen ohne Beziehung oft von anderen mit Fragen genervt und mit einem vermeintlichen Mangel konfrontiert: Asexuelle oder aromantische Menschen genauso wie freiwillige und unfreiwillige Singles. Allein-erziehenden wird der Alltag erschwert, weil Schulen oder Arbeitsstellen darauf ausgerichtet sind, dass noch ein Partner oder eine Partnerin da ist. Aber auch für Menschen in einer romantischen Beziehung ergeben sich Nachteile. Viele Männer pflegen kaum Freundschaften. Wenn das Paar sich trennt oder die Partnerin verstirbt, finden sie sich in einer extrem schwierigen Lebenssituation wieder, weil ihr Beziehungsnetz so stark auf diese eine Person ausgerichtet war. Frauen in heterosexuellen Beziehungen wiederum richten sich oft hauptsächlich auf ihren Mann aus. Fast ihre ganze Energie stecken sie in die Paar-

beziehung, wenn Kinder da sind, noch in die Familie. Für Freundschaften bleibt oft wenig Zeit und Raum.

Was müsste sich aus philosophischer Sicht ändern?

Auf kollektiver Ebene ist für mich klar: Die gesellschaftliche Bevorzugung und der rechtliche Sonderstatus der romantischen Beziehung sind nicht gerechtfertigt. Eine Institution wie die Ehe darf keine bestimmte Lebensweise bevorzugen. Man sollte die Ehe für alle Menschen öffnen, die diese Rechte und Pflichten eingehen wollen. Den Staat geht es nichts an, in welcher Form diese Menschen miteinander verbunden sind.

Wie könnte das konkret aussehen?

Dazu gibt es verschiedene Ideen. Einen spannenden, modularen Ansatz hat Elizabeth Brake vor rund zehn Jahren unter der Bezeichnung «minimale Ehe» ins Spiel gebracht: Sie schlägt vor, dass man die verschiedenen

Aspekte, die über eine Ehe automatisch geregelt werden, entbündelt; etwa Besuchsrechte im Spital, gegenseitige finanzielle Unterstützung, Erbschaftsfragen oder die Elternschaft. Brake schlägt vor, dass man sich – wenn man das möchte – mit verschiedenen Menschen bezüglich einzelner Aspekte verpflichten kann. Demnach könnte man die einen Freundinnen als Erbinnen festlegen, den anderen Rechte bei Krankheit zugestehen. Mit einer Person lebt man finanzielle Solidarität, mit jemand anderem wohnt man zusammen, mit einer dritten Person teilt man sich die Verantwortung für ein Kind. Man kann frei entscheiden, ob man das alles mit der gleichen Person teilen will oder mit mehreren, ob mit einem Freund oder mit einem romantischen Partner.

Vieles könnte man ja schon heute so leben.

Das ist richtig, es gibt Menschen, die als Freunde ein Kind grossziehen, und man kann einer Freundin über Patientenverfügungen Besuchsrechte im Spital einräumen. Aber einerseits ist es komplizierter und aufwendiger zu regeln, und andererseits kommt es vielen gar nicht in den Sinn oder schüchtert sie ein. Kulturelle Normen haben eine starke Wirkungsmacht. Es hilft, wenn etwas gesellschaftlich und rechtlich anerkannt ist.

Sehen Sie Vorteile, wenn Freunde sich die Elternschaft teilen?

Sie diskutieren die Co-Elternschaft viel expliziter und konkreter: Wie organisieren wir uns, wie teilen wir uns die Betreuungsarbeit auf, was ist uns bei der Erziehung wichtig, was sind

«Kaum jemand fragt: Mit wem bist du befreundet?»

Sabine Hohl

«Alle Elternpaare sollten die Ebenen der Co-Elternschaft und der romantischen Beziehung getrennt betrachten.»

Sabine Hohl

mögliche Konflikte, wie gehen wir damit um? Heterosexuelle Paare stellen sich diese Fragen im Vorfeld oft zu wenig. Auch gleichgeschlechtliche Paare haben hier einen Vorsprung: Sie müssen mehr Aufwand leisten, um Eltern zu werden, und setzen sich darum mehr damit auseinander. Sie sind auch nicht selten Vorreiter beim freundschaftlichen Co-Parenting, etwa indem lesbische Paare gemeinsam mit einem biologischen Vater ein Kind aufziehen. Ich plädiere dafür, dass alle Elternpaare die Ebenen der Co-Elternschaft und der romantischen Beziehung getrennt betrachten. Das kann helfen, die Rollen als Eltern zu klären und die romantische Beziehung nicht komplett zu vernachlässigen. Und es hilft auch bei einer allfälligen Trennung oder Scheidung.

Wieso behält die romantische Liebe trotz der vielen Trennungen ihren Sonderstatus?

Ich denke, hier spielt die vorherrschende Heteronormativität hinein, nach der die Mann-Frau-Beziehung inklusive Familiengründung immer noch als zentrales Lebensziel gilt. Sicher hängt es auch damit zusammen, dass romantische Beziehungen mit viel Commitment Stabilität kreieren. Da sie nicht selten doch scheitern, ist diese Stabilität allerdings etwas illusorisch. Viele Menschen würden wohl auch sagen, dass sie romantischen Beziehungen Priorität einräumen wollen. Das ist völlig legitim, nur finde ich, dass das ein reflektierter Entscheid sein sollte.

Wofür plädieren Sie genau?

Auf der persönlichen Ebene würde ich dazu aufrufen: Machen Sie sich doch Gedanken darüber, welche Rolle Freundschaft und romantische Liebe in Ihrem Leben spielen und ob das von der Gewichtung her stimmt. Mit wem möchten Sie wohnen? Mit wem möchten

Sie die Kindererziehung teilen? Welche Beziehungen sind Ihnen wichtig, und wie möchten Sie diese leben? Vielleicht fahren Sie einmal mit Freunden in den Urlaub statt mit der romantischen Partnerin?

Was würden wir gewinnen, wenn Freundschaft und romantische Liebe den gleichen Stellenwert hätten?

Es wäre entspannter! Diejenigen ohne romantische Partnerin würden von gesellschaftlichen Erwartungen befreit. Wir kreieren so viel Druck durch die Privilegierung romantischer Beziehungen. Man muss den richtigen Partner finden – falls es so etwas überhaupt gibt –, und diese eine Person muss dann so viel abdecken. Wenn die romantische Beziehung scheitert, ist es oft eine Katastrophe. Wenn wir ein Netz aus uns nahestehenden Leuten pflegen, macht uns das resilienter, wenn Lebensumstände sich verändern. Und wir können unsere Bedürfnisse mit unterschiedlichen Menschen erfüllen. Wie oft zwingen Menschen ihre romantische Partnerin ins Kino oder auf eine Wanderung, obwohl diese gar keine Lust drauf hat? Nicht zuletzt kann es auch einfach sehr wertvoll sein und zu einem guten Leben beitragen, wenn man mehrere enge Beziehungen pflegt.

Kontakt:

Dr. Sabine Hohl
sabine_hohl@gmx.ch

Berner Uni-Paare

In Liebe und Freundschaft verbunden

Freundinnen, zusammengeschweisst durchs Statistikbüffeln, Familiengründung dank Sportstudium: Die Universität Bern ist auch eine Plattform, um neue Leute kennenzulernen. Was daraus entstehen kann, beschreiben Alumni und International Students der Universität Bern in ihren persönlichen Geschichten.

Texte: Janna Nussbaumer

Lilach Sheiner & Omar Harb

Gemeinsam Grenzen überwinden

Sie kommt aus Israel, er aus Palästina – zusammengebracht hat Lilach Sheiner und Omar Harb ihr gemeinsames Interesse am Fachgebiet der Parasitenbiologie. Sie hatten die Idee, Studierende aus dem Nahen Osten und dem Maghreb an einem neutralen Ort frei von Politik zusammenzubringen, um gemeinsame Forschung und Fortbildung in der Parasitenbiologie zu fördern. Die Uni Bern als etablierte Institution in diesem Bereich bot sich an. So entstand die Summer School (www.mebop.org), die seit 2016 Grenzen überwindet und scheinbar unmögliche Freundschaften ermöglicht.



© Faryal Mirza/UniBE International



© zvg

Henriette Graf & Annie Cottier

Ein Team seit 30 Jahren

«Nach Umwegen haben wir beide Geschichte und Englisch studiert. Später haben wir die Praktikumsvermittlungsstelle gemeinsam geleitet. Dann ging Henriette nach Paris, Annie fing an der Uni Bern ein Doktoratsstudium an. Nun arbeiten wir beide bei UniBE International – und pflegen unsere Freundschaft weiterhin.»



© zvg

Simone Poli & Emile Talon

Little Milan in Bern

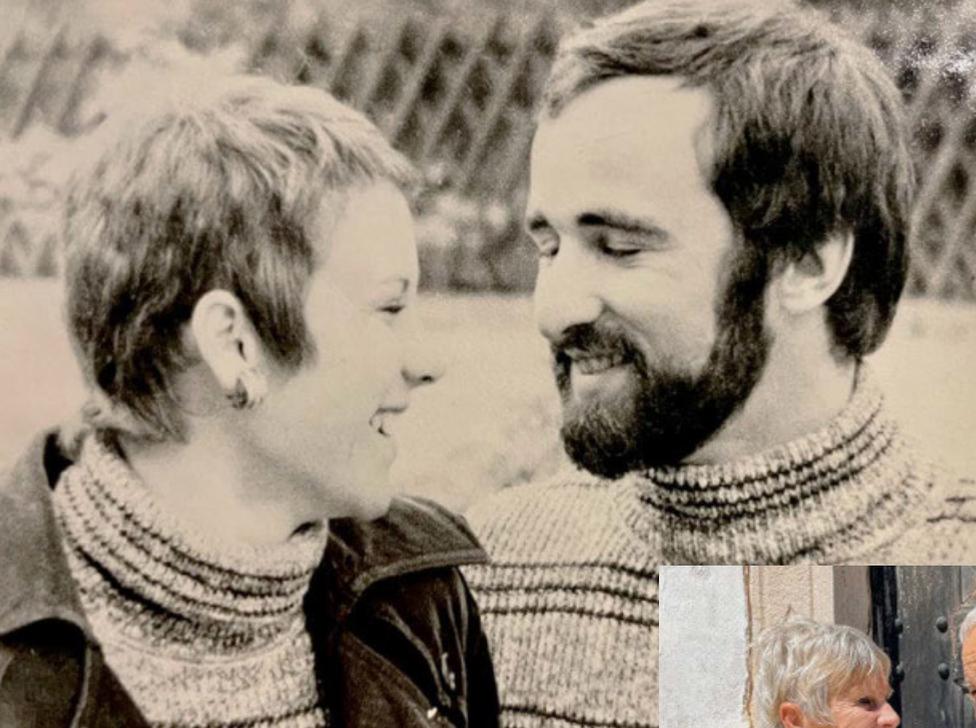
«Simone und ich haben beide 2016 Biomedizinische Technik am Politecnico di Milano studiert. Wir kannten uns vom Sehen, standen uns aber nicht sehr nahe. Dann, im September 2019, zog ich für meine Masterarbeit nach Bern und blieb auch für die Doktorarbeit. Dann kam Simone ebenfalls nach Bern, um im März 2020 zu promovieren. Die Tatsache, dass wir beide aus Mailand in Bern gelandet sind, war etwas ganz Besonderes und hat uns zusammengeschweisst. Dass wir nun so eng befreundet sind, haben wir zu einem grossen Teil auch der Universität Bern zu verdanken: Als Simone in die Schweiz zog, war ich bereits Teil einer Studentenorganisation namens Erasmus Student Network Bern (ESN Bern), die Veranstaltungen für internationale Studierende organisiert. Simone beschloss, ebenfalls beizutreten. Seitdem haben wir dank unserem gemeinsamen Ziel, den internationalen Studierenden Bern näherzubringen, viele tolle Dinge zusammen unternommen. Bis heute ist ESN Bern ein wichtiger Teil unseres Lebens, da wir beide zentrale Rollen in der Organisation einnehmen – Simone ist Präsident und ich bin Eventmanager. Und vor einem Jahr sind wir auch zusammen in eine WG in Bern gezogen. Wir können mit Stolz sagen, dass unsere Wohnung eine Art Treffpunkt für Abendessen und Zusammenkünfte all unserer Freunde ist.»

Verena Dellenbusch &

Manuel Jann

Zu zweit gehts besser

«Angefangen hat alles, als ich ein gemeinsam geplantes Referat plötzlich doch allein machen musste, weil Manuel sein Semester zu voll gepackt hatte. Kurz darauf trat ich einen neuen Studijob an, und Manuel durfte mich einführen – dank einem offerierten Feierabendbier war der verpatzte Vortrag bald vergessen. So richtig zusammengeschweisst hat uns dann die Masterarbeit, bei der unsere Freundschaft besonders wichtig war und die vom zeitgleichen Abschluss im März des letzten Jahres gekrönt wurde.»



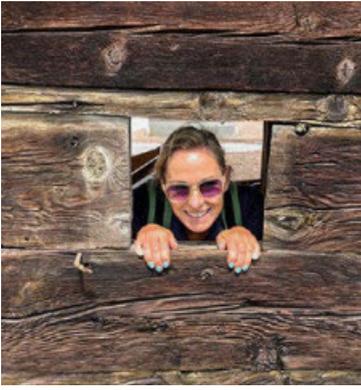
© zvg

Sabina & Michael Geissbühler-Strupler

Vereint durch die Liebe zum Sport

Kennengelernt haben sich die beiden an der Uni in der Diplomturnlehrer-Ausbildung. Dabei hätten sie sich schon viel früher über den Weg laufen können – besuchten sie doch beide das Lehrerseminar, Sabina im Marzili und Michael in Hofwil. Die beiden Seminare feierten gemeinsame Partys, jedoch nie beide Klassen zusammen. Nach dem Seminar unterrichtete Michael im ganzen Kanton und ging ins Militär. Sabina unterrichtete in Wiler bei Innertkirchen und ging danach nach England. 1970 kamen beide an die Uni. Sie weiss noch, wie ihr Michael das erste Mal aufgefallen ist. Wegen des Militärdiensts fing er zwei Wochen später an als die anderen. Und dann kam er auch noch verspätet in den Theoriekurs! Er fiel auf: coole Pilotensonnenbrille, schwarzes Haar, schwarzer Bart – und dazu fuhr er einen roten MG, bei dem man das Dach herunterlassen konnte. Doch niemand schien viel über ihn zu wissen. Dann hatten sie einen zweiwöchi-

gen Kurs in Magglingen. Wie es der Zufall wollte, erhielten sie zu zweit den Auftrag, einen OL vorzubereiten. Sabina konnte sich nicht gut mit Kompasslesen aus, Michael dafür umso mehr – so war die Aufgabe rasch erledigt, und sie hatten Zeit, sich zu unterhalten. Schnell merkte Sabina, dass ihr Michael nicht nur äusserlich gefiel, sondern auch sein Charakter viel vereinte, was sie mochte. In diesen zwei Wochen verbrachten sie fast jeden Abend zusammen und waren ab da unzertrennlich. So kam es, dass Michael ihr bald darauf einen Antrag machte – das war 1972, am Ende der Ausbildung. Im Oktober desselben Jahres heirateten sie und gründeten eine Familie. Dass sie 2022 die goldene Hochzeit feiern konnten, verdanken sie vor allem dem gegenseitigen Vertrauen und ihrem Grundsatz, dass sie sich immer viel Freiraum geben und einander unterstützen. Und natürlich der Uni Bern, die sie damals zusammengeführt hat.



© zvg

Lucia Wagner

Von Bayern nach Bern

«Ursprünglich aus Bayern, lebte ich in Lugano, arbeitete als Physiotherapeutin und hatte mir ein Umfeld aufgebaut. Trotzdem reizte mich das Studieren. Mit zusätzlich verlangter und bestandener eidgenössischer Matura zog ich 1992 nach Bern, um Wirtschaftswissenschaften und Ökologie zu studieren. Der Wechsel wurde schwierig: Mein damaliger Partner verliess mich einige Wochen vor dem Semesterstart. Mit riesigem Herzschmerz schloss ich mit dem Süden ab und übersiedelte in die für mich unbekannte Deutschschweiz. Hier gab ich mich voll ins Studium und sass immer in der vordersten Reihe, um nichts zu verpassen. Und dort fand ich – älter als der Durchschnitt und als Deutsche – meinen ersten Uni-Freund. Doch bei dieser einen Freundschaft sollte es nicht bleiben. Auch aus dem von mir abgewehrten Flirtversuch eines Assistenten und einer unverhofften Begegnung mit einem Soziologiestudenten wurden enge Freundschaften. Alle drei pflege ich bis heute, und sie sind mir sehr wichtig.»

Ana Stojiljkovic & Marianna Rosso

Freundschaft durch Datenanalyse

«Dass wir uns kennengelernt haben, ist eigentlich eher ein Zufall. Wir arbeiteten zwar am selben Ort, aber in unterschiedlichen Forschungsgruppen. Aufgrund der gemeinsamen Muttersprache und der Leidenschaft für die Heimatstadt von Marianna, Turin, kamen wir ins Gespräch. Die allgemein positive Stimmung im Büro führte dann zur Idee, als Gruppe Ferien zu machen. Ziel: Mallorca. Auch wenn am Ende fast alle in letzter Minute abgesagt haben, war annullieren keine Option. So hatten Marianna und ich viel Zeit, uns besser kennenzulernen. Der Urlaub war super – wir fanden heraus, dass wir sehr viele Interessen teilen. Es entstand eine Freundschaft, die uns durch den PhD-Abschluss geholfen hat. Besonders was die Datenanalyse angeht: Während des stundenlangen Kodierens und Analysierens konnten wir uns gegenseitig viel helfen. Die Datenanalyse liess uns nicht mehr los: 2022 haben wir ein Start-up gegründet, mit dem wir Forscherinnen und Studenten bei ihren Datenanalysen unterstützen. Trotzdem vergessen wir nicht, einmal im Jahr gemeinsam zu verreisen – eine Tradition unserer Freundschaft.»

© zvg



Fit dank Freunden: Wer kooperiert, profitiert

Echte Freundinnen und Freunde gehen füreinander durchs Feuer. Wie entsteht diese gegenseitige Fürsorge? Ein Streifzug durchs Tierreich mit dem Verhaltensökologen Michael Taborsky zeigt, dass Kooperation ihren Ursprung in der Biologie hat.

Text: Bettina Jakob / Fotografie: Dres Hubacher

Kisten tragen beim Umzug, Pflanzen giessen während des Urlaubs, trösten bei Liebeskummer, Suppe kochen bei Grippe.

Für unsere Freundinnen und Freunde sind wir sofort zur Stelle, wenn sie uns brauchen. Wir helfen, «weil wir eine enge soziale Beziehung haben, die sich über emotionale Erfahrungen aufgebaut hat», sagt Michael Taborsky, emeritierter Professor für Verhaltensökologie der Universität Bern. Für unseren Gefallen erwarten wir nicht gleich eine Gegenleistung. Wir verlassen uns aber darauf, dass der Freund, die Freundin sich irgendwann revanchieren wird.

Ohne gegenseitige Hilfsbereitschaft funktionieren Freundschaften und Liebesbeziehungen nicht (lange) – und für Michael Taborsky, der seit Jahrzehnten die Evolution von Kooperation im Tierreich erforscht, ist unbestritten: «Menschliches Sozialverhalten – und damit auch die gegenseitige Hilfe – hat seine Wurzeln in der Biologie. Die grundlegenden Mechanismen für Altruismus und dessen Erfolg finden wir auch im Tierreich.» Sagts und stellt sogleich eine Spezies vor, mit der wir eher weniger Freundschaftlichkeit verbinden: die Vampirfledermaus.

Sie jagen in der Nacht und zapfen Wirbeltieren Blut ab. Zurück am Schlafplatz teilen sie ihre Mahlzeit mit Freundinnen, wenn diese erfolglos und hungrig heimkehren: Für sie würgen sie immer ein Schlückchen Blut herauf.

Vampirfledermäuse pflegen einen «Freundeskreis», beinahe wie wir: «Erst bauen sie bei abwechselnder Fellpflege Vertrauen auf, bevor sie später einander mit Blutspenden über die Runden helfen», erzählt Taborsky, mal offeriert die eine, mal die andere eine Portion. Diese Gegenseitigkeit nach dem Motto «Wie du mir, so ich dir» – auch Reziprozität genannt – schafft eine Win-win-Situation und sichert den kleinen Blutsaugern das Überleben. Trinkt nämlich eine Vampirfledermaus zwei Nächte lang nichts, stirbt sie.

Die Evolution von Kooperation

Ob sich lausende Schimpansen, Gefieder putzende Schleiereulen, Nester bauende Feldwespen: gegenseitige Hilfe und Kooperation sind bei Tieren weitverbreitet. Doch wie konnte sich kooperatives Verhalten in der Evolution überhaupt entwickeln?



Im Rennen ums Überleben würde man eher nur Egoisten am Start erwarten, kommen doch nach Darwin'scher Evolutionstheorie nur diejenigen eine Runde weiter, die in der Konkurrenz um Ressourcen am erfolgreichsten sind. Verhaltensökologe Taborsky erklärt: «Ressourcen wie Territorium und Futter sind nur begrenzt vorhanden. Die Tiere haben drei Möglichkeiten, diese für sich zu erschliessen: schneller zu sein als die anderen, sie zu monopolisieren und darum zu kämpfen oder zu kooperieren und zu teilen.» Kooperation kann als Strategie durchaus Vorteile bringen: «Von ihrem uneigennützigem Verhalten profitieren schliesslich die Tiere selbst, wie wir bei der Vampirfledermaus gesehen haben», so Verhaltensökologe Taborsky.

Vorteil Verwandtschaft

Doch mit wem lohnt es sich, gemeinsame Sache zu machen? Zum Beispiel mit Verwandten. Gleiche Gene sind eine treibende Kraft für kooperatives und altruistisches Verhalten. So helfen beispielsweise Geschwister bei Schwanzmeisen und Bienenfressern mit, Junge grosszuziehen. Den selbstaufopfernden Einsatz für seine Artgenossen erklärt die Verwandtenselektion, die der Briten Willam Hamilton in den 1960er-Jahren

formuliert hat: Um seine Gene weiterzugeben, muss ein Tier nicht unbedingt selbst Nachkommen haben; es kann sich auch fürs Überleben seiner Geschwister einsetzen, mit denen es die Hälfte der Gene teilt – also gleich viele wie mit dem eigenen Nachwuchs. «Geschwisterhilfe tritt besonders dann auf, wenn die Umweltbedingungen zu widrig sind, um sich selbst fortzupflanzen.

Zur Person

Michael Taborsky

ist seit 2000 Professor für Verhaltensökologie an der Universität Bern und erforscht die evolutionären Prinzipien, die verschiedenen Verhaltensstrategien zugrunde liegen. Seine Studien an Insekten, Fischen, Vögeln und Säugetieren verbindet er mit theoretischen und konzeptionellen Ansätzen. Er ist seit August 2020 emeritiert und nun Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin.

In dieser Situation lohnt es sich, die Geschwister zu pflegen und damit sicherzustellen, dass Erbinformationen für Eigenschaften wie «Geschwisterpflege» weitergegeben werden», ergänzt Michael Taborsky.

Es summt im Bienenstock. Die Arbeiterinnen sind eifrig bei der Brutpflege. Sie stehen ganz im Dienst des Staates, in dem sich nur die Königin fortpflanzt. Die Arbeiterinnen sind steril und haben keine Nachkommen.

Die Selbstaufopferung der Arbeiterinnen erstaunt. Das Paradebeispiel für echten Altruismus ergibt gemäss Darwin, wonach nur überlebt, wer seine Gene auch weitergibt, scheinbar keinen Sinn: Verzichtet ein Individuum zum Vorteil eines anderen ganz auf die Fortpflanzung, ist seine genetische Fitness durch die Erzeugung eigener Nachkommen gleich null. Seine Merkmale schaffen es also nicht in die nächste Generation – und die Gene, die für seine Selbstlosigkeit verantwortlich sind, sterben aus. «Bedingungsloser Altruismus, bei dem ein Gebender nie etwas zurückbekommt oder keine eigenen Gene weitergibt, ist eine evolutionäre Sackgasse», pflichtet denn auch Taborsky bei. Erst der genaue Blick in den hoch entwickelten Sozialstaat der Bienen lüftet das Geheimnis um die selbstlosen Arbeiterinnen: Auch hier ist Verwandtenselektion am Werk – sind sie doch Töchter der einzigen Königin. Die altruistische Brutpflege lässt sich dadurch erklären, dass die Bienen ihre Halb- oder Vollgeschwister aufziehen, mit denen sie einen grossen Teil ihres Erbguts gemeinsam haben. Ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse existieren auch in Wespenstaaten und Ameisenkolonien.

Kooperationsdeals bei Fischen und Ratten

Verwandte können aufeinander zählen, doch Vampirfledermäuse beweisen, dass Kooperation auch unter Nichtverwandten klappt. Nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit gehen auch viele andere Tierarten «unverwandte» Hilfedeals ein. Etwa die «Prinzessin vom Tanganjikasee», ein hoch sozialer Buntbarsch, den Michael Taborsky seit Jahrzehnten erforscht. Die Buntbarsche leben in Gruppen, in denen nicht verwandte Fische den dominanten Brutpaaren bei der Aufzucht helfen. «Die subdominanten Brutpflegehelfer haben dadurch hohe Stoffwechselkosten, was sogar ihr Wachstum verlangsamt. Im Gegenzug erkaufen sie sich aber so den Schutz der

Gruppe, alleine würden sie sofort Raubfischen zum Opfer fallen», erklärt der Biologe den Handel unter den Fischen, der allerdings auch nicht ganz freiwillig ist: «Arbeitet ein Helferfisch nicht wie gewünscht, wird er vom Brutpaar zurechtgewiesen, angedroht, gerammt und gegebenenfalls sogar gebissen.» Eine solche asymmetrische Kooperation, bei der Individuen «zum Guten gezwungen werden», sei verbreitet. Auch bei den Keas, einer neuseeländischen Papageienart, bestimmt das dominante Tier, wer das Futter besorgt.

Kurz erklärt

Reziprozität

Altruismus bezeichnet in der Biologie selbstloses Verhalten, das die Fitness eines anderen Lebewesens erhöht, aber die eigene herabsetzt. Wenn sich Tiere gegenseitig helfen, liegt Reziprozität vor: Erst verursacht die Hilfe zwar Kosten, aber sie erhöht die Wahrscheinlichkeit, später eine Gegenleistung zu erhalten. Bei der direkten Reziprozität helfe ich dem, der mir geholfen hat, bei der indirekten helfe ich dem, der anderen geholfen hat, und bei der generalisierten Reziprozität helfe ich anderen, weil ich selbst Hilfe erfahren habe – dabei spielt es keine Rolle, von wem die Hilfe kam. Das Erlebnis von Kooperation sorgt in diesem Fall gemäss Michael Taborsky dafür, dass sich die Grundhilfsbereitschaft eines Individuums erhöht – was auch beim Menschen zu beobachten sei: Wenn uns geholfen wird, sind wir prinzipiell hilfsbereiter. Voraussetzungen sind relativ niedrige Kosten dieser Hilfestellung und eine hohe Wahrscheinlichkeit, wieder aufeinanderzutreffen.

Eine Ratte zieht an einem Stäbchen ein Brett an den Käfig heran. Durch die Aktion bekommt eine Ratte im Nachbarabteil eine Portion leckerer Haferflocken, nicht aber sie selbst. Die beiden Tiere sind nicht verwandt.

Die Szene stammt aus Taborskys Labor am Institut für Ökologie und Evolution der Universität Bern. Mit seinem Forschungsteam hat er über viele Jahre das Kooperationsverhalten der hoch sozialen Wanderratten untersucht. In der Natur leben die Nager in Gruppen von bis zu 200 Individuen. Sie schlafen nebeneinander, kralen einander im Fell, tauschen Nahrung aus, sind mitunter sehr freundschaftlich unterwegs. Mit ihrer Versuchs-anordnung konnten die Forschenden zeigen, dass die Ratten aber nicht für jede Nachbarin Leckereien heranzogen: Die Tiere sind vorwiegend denjenigen gegenüber grosszügig, die ebenfalls spendabel waren. Für die Entscheidung spielt sogar eine Rolle, ob sie selbst eine feine Banane oder eine normale Karotte erhalten hatten. Die Nager beurteilen demnach genau, wie kooperativ eine Sozialpartnerin ist, und verhalten sich dementsprechend reziprok – oder eben nicht, Knausrige gehen oft leer aus.

Die Bereitschaft zur Kooperation in der Gruppe ist aber grundsätzlich hoch. Ja, eine Ratte kann auch einer Kollegin helfen, wenn sie selbst von einer wiederum anderen Futter bekommen hat. Denn: «Jede hilfsbereite Aktion eines Individuums erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass es selbst später ebenfalls profitiert», so Michael

**«Jede hilfsbereite Aktion
eines Individuums
erhöht die Wahrscheinlichkeit,
dass es selbst später
ebenfalls profitiert.»**

Michael Taborsky

Taborsky, «man kann sich ja in der Gruppe jederzeit wieder begegnen.» Die Ratten erkennen kooperative Kolleginnen im Nachbarkäfig über die Nase: «Wir konnten zeigen, dass die Tiere das Signal «Kooperation» riechen können», erzählt der Forscher. Auch die Bedürftigkeit eines Tieres, etwa Hunger, können die Nager über den Geruch wahrnehmen. «Das geschieht über Metaboliten aus dem Stoffwechsel, die mit der Atemluft ausgeschieden werden, und wie es scheint auch über Sozialpheromone.» Dieser Duft alarmiert die anderen Ratten, die im Experiment dann für die hungrige Artgenossin Futter heranschaffen. Damit erhöhen sie ihre Chance, später auch einmal aus der Not gerettet zu werden.

Tit-for-Tat bevorzugt mit Freunden

Die Beispiele zeigen: Verwandtschaft ist nicht Voraussetzung, um Hilfe zu erhalten. Im Gegenteil! Einmal mehr erstaunen uns die Vampirfledermäuse mit ihrem Verhalten: «Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Tier einem unverwandten Individuum Blut spendet, ist achtmal höher, als dass eine Verwandte etwas erhält», weiss Biologe Taborsky – ein Phänomen, dass sich auch bei Ratten zeigt. Was erst verblüfft, wird mit seiner Erklärung rasch logisch: «Aufgrund von Verwandtschaft besteht eine gewisse Bereitschaft, bei Bedarf zu helfen. Nichtverwandte müssen aber bereits Vorleistungen erbringen, um die Chance zu erhöhen, später auch unterstützt zu werden. Zudem müssen sie fürchten, leer auszugehen, sollten sie benötigte Hilfe verweigern. Mit der Folge: Nichtverwandte verhalten sich grosszügiger.» Und so setzen Vampirfledermäuse und Ratten eher auf Freunde als auf Verwandte, damit das «Tit-for-Tat» funktioniert. Michael Taborsky sieht darin durchaus Parallelen zum Menschen: «Kooperation im Sinne von gegenseitigem Verhandeln findet auch beim Menschen eher unter Personen statt, die nicht miteinander verwandt sind.»

Also unter Freunden, die füreinander Kisten schleppen, Hunde Gassi führen, Pflanzen giessen, allerlei Aufgaben erfüllen.

Kontakt:

Prof. em. Dr. Michael Taborsky
michael.taborsky@unibe.ch

Eine Frage an Britta Sweers

Klingt die Musik der Liebe weltweit überein?

© Universität Bern



Zur Person

Britta Sweers

ist Professorin für Kulturelle Anthropologie der Musik am Institut für Musikwissenschaft der Universität Bern. Von 2015 bis 2019 war sie Direktorin des Center for Global Studies. Neben der Transformation traditioneller Musik im Kontext der Globalisierung beschäftigt sich ihre aktuelle Forschung mit Soundscapes und dem Klimawandel in der Arktis.

Haben Sie ebenfalls eine Frage an die Wissenschaft? Stellen Sie sie uns bis am 3. April 2023 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit dem Menschen in der digitalen Transformation.

Die Suche nach musikalischen Universalien beschäftigt die Wissenschaft seit über 100 Jahren. Tatsächlich konnten akustisch messbare Intervalle wie Oktave oder Quinte global nachgewiesen werden. Auch werden stark funktional geprägte Musikformen wie Tanzmelodien und Wiegenlieder kulturübergreifend erkannt.

Anders verhält es sich mit der Liebe. Sie mag zwar als Basisemotion gelten, wird aber durch viele weitere Faktoren geprägt. Das spiegelt sich auch in der Musik wider: Ohne genauere Kenntnisse des Textes, des Auführungs- und soziokulturellen Kontextes werden etwa Liebeslieder oft nur schwer als solche identifiziert. So auch in der westlichen Populärmusik, wie viele textliche Missverständnisse belegen. Aber das ist umgekehrt das Faszinierende für die Musikwissenschaft: Liebe klingt in jeder Kultur anders und kann in immer wieder neuen facettenreichen Ausdrucksformen entdeckt werden.

Bücher

Bücherfreunde und Literaturliebhaberinnen pflegen ihre Beziehungen am besten durch die Lektüre der folgenden Monografien und Sammelbände.

Antike Freundschaften

Dass schon vor langer Zeit verschiedene Vorstellungen von Freundschaft gedacht und geliebt wurden, zeigt die Historikerin Seraina Ruprecht in ihrer Studie aus der Reihe «Vestigia: Beiträge zur alten Geschichte». Anhand der Beispiele des berühmten griechischen Redners Libanius und des Erzbischofs von Konstantinopel, Johannes Chrysostomos, entsteht in Ruprechts Monografie ein differenziertes Bild heidnischer und christlicher Freundschaftskonzepte in der Spätantike.



Unter Freunden: Nähe und Distanz in sozialen Netzwerken der Spätantike
Seraina Ruprecht – 2021,
360 S., C. H. Beck,
ISBN 978-3-406-77399-0

Vom Homeoffice ins Buchregal

Als der März 2020 Lockdown und Homeoffice brachte, startete die Kommunikationsabteilung das Projekt «Universität Bern in Zeiten Coronas»: Studierende und Mitarbeitende konnten ihre Gedanken zur ausserordentlichen Lage formulieren und auf der Uni-Website publizieren. Der Literaturwissenschaftler Christian von Zimmermann schrieb auch nach acht solchen Beiträgen weiterhin «Zufälliges aus dem umgekrepelten Alltag» und «mändernde Reflexionen» nieder. So entstand ein «persönliches Blogbuch der Coronazeit».



Und wer möchte das nicht ...
Christian von Zimmermann –
2023, 190 S.,
edition taberna kritika,
ISBN 978-3-03947-010-5

Es ist kompliziert

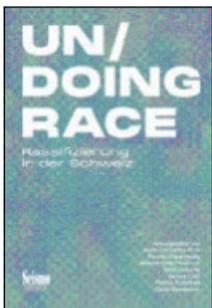
30 Jahre ist es her, dass das Stimmvolk den EWR-Beitritt ablehnte. Im Nachgang wurden die bilateralen Abkommen geschaffen, die – wie das Scheitern des Rahmenabkommens – regelmässig für Spannungen zwischen der Schweiz und der EU sorgen. Zum Jahrestag des EWR-Neins geben Elia Heer, Anja Heidelberger und Marc Bühlmann einen Sammelband zur Beziehung Schweiz–EU heraus, der die gegenwärtigen Schwierigkeiten historisch beleuchtet.



Schweiz–EU: Sonderwege, Holzwege, Königswege
Elia Heer, Anja Heidelberger,
Marc Bühlmann (Hrsg.) – 2022,
400 S., NZZ Libro,
ISBN 978-3-907291-97-9

Rassismus sichtbar machen

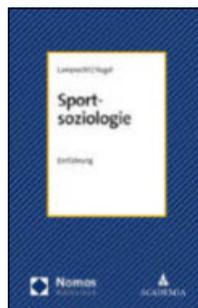
In modernen Gesellschaften gilt Rassismus oft als überwunden. Besonders in Europa findet sich eine Kultur der «Racelessness» – der Behauptung, für die Kategorie «Race» völlig blind zu sein und Personen unterschiedlicher Herkunft gleich zu behandeln. Doch der Schein trügt. Forschende um Jovita dos Santos Pinto haben Beiträge zusammengestellt, die sichtbar machen, wie Rassifizierung und struktureller Rassismus noch immer das Erleben Schweizer Minderheitsgruppen prägen.



Un/doing Race: Rassifizierung in der Schweiz
Jovita dos Santos Pinto et al. (Hrsg.) – 2022,
332 S., Seismo Verlag,
ISBN 978-3-03777-252-2

Immer in Bewegung

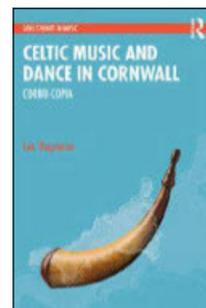
Sport ist nicht nur gut für Fitness, Gesundheit und Lebensqualität. Verstanden als umfassendes soziales Phänomen, kommt dem Sport eine beachtliche gesellschaftliche Bedeutung zu: Er ist eng verflochten mit der Wirtschaft, den Medien und der Politik; er stiftet Identitäten und Gemeinschaften und ermöglicht Lebensunterhalte. Markus Lamprecht und Siegfried Nagel zeigen in ihrer Einführung in die Sportsoziologie, dass nicht nur wir uns beim Sport bewegen – der Sport bewegt auch uns.



Sportsoziologie: Einführung
Markus Lamprecht und Siegfried Nagel – 2022,
256 S., Nomos Verlag,
ISBN 978-3-8487-7223-0

Konstruktion einer Kultur

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts streben Einwohnerinnen und Einwohner der historisch armen Grafschaft Cornwall im Südwesten Englands danach, sich von der englischen Bevölkerung abzuheben. Unter Rückgriff auf das keltische Erbe wird zunehmend eine eigene, nicht englische und spezifisch kornische Kultur proklamiert. Anhand des «Cornish Music and Dance Revival» und des «Nos Lowen Movement» untersucht Lea Hagmann in ihrem Buch die Motivationen und Mechanismen der kornischen Identitätsstiftung.



Celtic Music and Dance in Cornwall: Cornu-Copia
Lea Hagmann – 2021,
238 S., Routledge,
ISBN 978-0367691417

Dialog mit der Leserschaft

Wir möchten im neuen Magazin noch viel stärker mit Ihnen in einen Dialog treten und haben uns dafür aktuell für zwei Möglichkeiten entschieden: Wir möchten Ihre offenen Fragen beantworten und möglichst viele Kommentare und Rückmeldungen erhalten.

Inputs

Haben Sie drängende Fragen zu unserem nächsten Thema?

Stellen Sie sie uns bis am 3. April 2023 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit dem Menschen in der digitalen Transformation.

Kommentare/Rückmeldungen

Wir wollen Ihre Meinung zu unseren Beiträgen wissen!

Ob Reportagen, wissenschaftliche Diskurse, Interviews oder Rezensionen – stimmen Sie zu, lehnen Sie ab, argumentieren und reflektieren Sie, und lassen Sie andere an Ihren Gedanken teilhaben.

Scheuen Sie sich nicht, und senden Sie uns Ihre Zuschriften über folgende E-Mail-Adresse: unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Kommentar».

Ausgewählte Kommentare werden im nächsten Heft publiziert.

Vorschau nächstes uniFOKUS, Juni 2023

Mensch im digitalen Morgen

© Adobe Stock



Intelligente Programme stellen gerade so einiges auf den Kopf. Bilder malen können sie. Hausaufgaben erledigen und Bücher schreiben. Eigentlich alles – oder? Den Überblick zu behalten, ist schwierig. In der Sommerausgabe des uniFOKUS versuchen wir deshalb, Klarheit zu schaffen. Dabei richten wir den Fokus auf uns Menschen: Was macht der digitale Wandel mit uns?

Und wie verändert sich dabei unser Alltag, unsere Arbeit – unser Leben?

uniFOKUS 3 / März 2023 / 2. Jahrgang
Das Magazin der Universität Bern

Herausgeberin Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing (AKM) **Leitung AKM** Christian Degen **Redaktion** Timm Eugster (Leitung), Nina Jacobshagen, Arian Bastani **Autorinnen und Autoren** Nicolas Detering, Bettina Jakob, Janna Nussbaumer, Athanasios Papadis, Barbara Spycher, Manuel Steffen, Britta Sweers **Layoutkonzept und Gestaltung** büro z, Bern **Redaktionsadresse** Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing, Hochschulstrasse 6, 3012 Bern, Tel. 031 684 80 44, unifokus@unibe.ch, www.unifokus.unibe.ch **Inserate** Stämpfli Kommunikation, Bern, Tel. 031 767 83 30, inserate@staempfli.com, www.staempfli.com/mediadaten **Druck** Stämpfli Kommunikation, Bern **Auflage** 17 500 Exemplare, erscheint viermal jährlich, nächste Ausgabe Juni 2023 **Abonnement** uniFOKUS kann kostenlos abonniert werden: www.unifokus.unibe.ch, Tel. 031 631 80 44, ISSN 1664-8552. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.



Collegium generale
Liebe und Freundschaft

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN



Interdisziplinäre Ringvorlesung im Frühjahrssemester 2023

www.collegiumgenerale.unibe.ch



Wissen schafft Wert – profitieren Sie davon.

Abonnieren Sie
kostenlos das
Wissenschaftsmagazin
uniFOKUS.



unifokus.unibe.ch/abo

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

WISSEN
SCHAFFT
WERT.